Der
Congreß zu Wien.

Historischer Roman

von

Eduard Breier.

Vierter Band.

Wien, 1854.
Jaspers W^we^ & Hügel.

Der Congreß zu Wien.

Vierter Band.

Erstes Kapitel.

Im Salon der Gräfin Fuchs.

Der Salon der Gräfin Fuchs vereinigte eine kleine aber wir möchten sagen intime Gesellschaft.

Der Ton war der eines Familienzirkels, obwohl zwischen diesem Gemisch von Nationalitäten von einer Verwandtschaft nicht die Rede sein konnte.

Der Herr des Hauses, Graf Fuchs, hatte als Major der Landwehre in dem verhängnißvollen Jahre 1809 sich als warmer Patriot gezeigt, und noch jetzt schwärmte er für das Institut, dem er seinen Grad verdankte und von dem — das war seine innerste Ueberzeugung — das Heil der österreichischen Monarchie abhänge.

Gräfin Laura, seine vielgeliebte Gattin, war keine jener Schönheiten, die Bewunderung einflößen, aber der Ausdruck ihres Antlitzes war von einer bezaubernden Anmuth belebt und ließ wie ein getreuer Spiegel auf ihr vortreffliches Herz schließen.

Im Salon der Gräfin waren politische Erörterungen verpönt, sie verstand es, ihren Freunden, ohne daß sie es fühlten, eine gegenseitige Vertraulichkeit zum Gesetz zu machen und diesem Einfluße verdankte sie die Bezeichnung, die ihr einstimmig zuerkannt wurde.

Man nannte sie die Königin, welchen Titel sie auch mit einer ernsten Würde annahm.

Außer der gräflichen Familie waren anwesend der Prinz von Hessen-Homburg, der Graf Witt, die Gräfin von Perigrod, die drei Prinzessinnen von Kurland, Herr von Genz, Doktor Koreff, Carpani, und viele Andere, deren Namen obwohl berühmt, wir des Raumes wegen nicht aufzählen.

Die Gesellschaft saß beim Thee.

„Haben Sie Georg Sinclair schon gesehen?" fragte die Gräfin den Secretär des Congreßes.

Herr von Genz verneinte diese Frage.

„Ich hörte wohl, erwiederte er, daß der junge Engländer hier sei, hatte aber noch keine Gelegenheit ihn zu sprechen."

„Der junge Mann, erklärte die Gräfin ihren Gästen, war durch ein Abenteuer mit Napoleon in Wien in Mode gekommen. Georg Sinclair befand sich kurz vor der Schlacht von Jena auf dem Wege nach Oesterreich. Sein Weg führte durch die französische Armee, und die Vorposten nahmen ihn gefangen und lieferten ihn als Spion ins Hauptquartier."

„Man brachte ihn vor Napoleon."

„Woher kommen Sie und wohin reisen Sie? fragte der Kaiser."

„Der Ton dieser Worte ließ den, der Napoleon kannte, ein Todesurtheil ahnen."

„Ich komme von Jena und reise nach Wien, wo ich

Briefe und Empfehlungen von meinem Vater abzugeben habe.“

„Der junge Mann sprach sehr geläufig französisch und antwortete mit vielem Muthe.“

„Wer ist Ihr Vater?“

„Sir John Sinclair.“

„Derselbe, der so viel über Ackerbau geschrieben hat?“

„Ja, Sire! . . .“

„Herr Sinclair zählte damals kaum achtzehn Jahre.“

„Napoleon sprach darauf mit General Duroc und setzte sein Verhör mit größerem Wohlwollen fort.“

„Der Kaiser staunte über die mannigfaltigen Kenntnisse, welche Georg in der Unterhaltung mit ihm entwickelte, und gab nach einer zweistündigen Unterhaltung den Befehl, den jungen Mann unter sicherer Escorte aus dem Lager zu bringen und seine Reise fortsetzen zu lassen.“

„Der junge Mann kann von Glück sagen, bemerkte Doktor Koreff, er traf Bonaparte in guter Stunde, sonst wär's um ihn geschehen gewesen.“

„Haben Sie schon die junge Schauspielerin gehört, die jüngst von Paris kam?“

„Sie meinen Mademoiselle L....., die Schülerin Talmas?“

„Dieselbe! Man drängt sich ja ordentlich um die schöne Tragödin.“

„Weil die Fürstin Bragation sie protegirt“

„Sie deklamirt ihren Voltaire und Racine vortrefflich.“

„Mademoiselle wird hier ihr Glück machen.“

Wir bemerken nebenbei, daß diese Profezeihung wirklich eintraf.

Die Schwester dieser Künstlerin vermählte sich später mit dem Grafen Fries, dem Chef des berühmten gleichnamigen Bankierhauses.

Die Unterhaltung der Gesell schaft wendete sich nun einem Abenteuer zu, welches seit einigen Tagen in Wien viel von sich reden machte.

Doktor Koreff, der von allen Details desselben Kenntniß hatte, wurde zur Mittheilung aufgefordert und willfahrte diesem Begehren.

„Die Gräfin Z... a, — erzählte der Doktor — wohnt, wie Sie wissen, in der Jägerzeile. Lord S. ein eitler aber schöner Mann, fand die Gräfin auf einem Maskenballe und ohne sie zu kennen — sie war maskirt — machte er ihr den Hof, auch noch auf anderen Maskenbällen, erkannte Mylord seine maskirte Dame und heftete sich an ihre Schritte.

„Keine junge Frau wird einen Mann, der ihr gestanden hat, daß er sie, wenn gleich unter der Maske, liebe, dafür strafen; die schöne Gräfin dachte auch nicht daran, aber sie beschloß dem Lord einen Schabernack zu spielen."

„Lord S. zeichnet sich durch eine echt englische Beharrlichkeit aus, denn seit vier Wochen beschäftigte er sich einzig und allein mit seiner schönen Unbekannten und wünschte nichts sehnlicher als seine Huldin endlich ohne Maske kennen zu lernen."

„Die muthwillige Gräfin, die nebenbei bemerkt, schon

in Amors Fesseln schmachtet und nicht daran denkt wegen einer Laune des Augenblickes das Glück einer Neigung zu opfern, die einen Theil ihres Lebens ausmacht, die Gräfin also hatte bemerkt, daß Seine Herrlichkeit einen etwas starken Hang zur Romantik besitze und bauete darauf ihren Plan."

„Lord S. erhielt die Weisung sich eines Abends um die achte Stunde am Ende der großen Allee im Prater einzufinden. Dort würde er einen Wagen treffen und einen maskirten Herrn, der den Auftrag habe, ihn mit verbundenen Augen zu der schönen Unbekannten zu bringen."

„Lord S. fügte sich diesem Begehren."

„Um sieben Uhr Abends bestieg ein Vertrauter der Gräfin — es war der Architekt Moreau — in einen weiten Domino gehüllt den gräflichen Wagen und fuhr in die Nähe des Lusthauses, wo Seine Herrlichkeit des geheimnißvollen Führers harrten."

„War's Eigenliebe oder Neugierde, genug der Verliebte war allein, ließ sich willig die Augen verbinden und stieg von dem stummen Domino unterstützt in den Wagen."

„Der Kutscher hatte den Auftrag im scharfen Trabbe zu fahren, und so ging es eine Stunde lang fort nach verschiedenen Richtungen, so daß an ein Orientiren von Seite des Lords nicht zu denken war."

„Nach dieser Irrfahrt wurde in die Jägerzeile eingelenkt, der Wagen rollte in das gräfliche Hotel, dessen Thor hinter dem Gefährte geschlossen wurde."

„Der Lord wird ersucht auszusteigen, der Domino

leitet ihn die Treppe hinan und nimmt ihm, oben angelangt, die Binde von den Augen."

„Von nun an beginnt für den edlen Lord eine Reihe von Ueberraschungen, die ihn in Staunen und Bewunderung versetzten und gewiß auch seine Hoffnungen noch mehr steigerten."

„Lord S., wohin er auch blickte, gewahrte das Auserlesenste was Pracht und Geschmack zu vereinigen im Stande sind."

„Die Gemächer mit Lazursteinen getäfelt und durch tausend Wachslichter erhellt, ließen ihn glauben, er befinde sich in einem Feenschloße, Pflanzen und Blumen aus allen Zonen schmückten die Hallen, Treppen und Bogengänge."

„Hier sah er Orangen und Citronbäume mit Blüthen oder Früchten überladen, dort schlängeln sich zwischen durch traubenschwere Weinreben, die ein Geländer bildend, den zauberhaften Eindruck nur noch vergrößerten."

Man durchschritt mehrere Säle überall herrschte das tiefste Schweigen, nirgens die Spur einer lebenden Seele.

Jetzt gelangte Mylord an der Seite seines unbekannten Führers in eines jener herrlich in Scene gesetzten Bosquets, wie sie die Romandichter gewönlich schildern, wenn sie die Macht der Verführung veranschaulichen wollen.

Hier verbreitete eine Alabasterlampe ein magisches Dämmerlicht und Lord S. gewahrte in einem Laubengange jene räthselhafte Maske, welcher er auf der Redoute bereits mehrmals den Hof gemacht hatte.

Er eilte ihr entzückt entgegen und ist im Begriffe der Huldin zu Füßen zu sinken, deren Antlitz er endlich ohne

Maske zu schauen hofft, da fühlt er eine zarte Hand, die sich auf seine Schulter legt und ihn zurückhält."

„Er blickt um sich und gewahrt eine zweite Maske, die der ersten ähnlich ist, wie ein Wassertropfen dem anderen."

„Mylord ist erstaunt, macht Einen Schritt zurück und will seiner Verwunderung Worte geben, da gleitet ein weicher Arm an dem seinigen herab, er kehrt sich dieser Seite zu und siehe da, ihm gegenüber steht eine dritte Zigeunerin — dies war die Maske seiner Unbekannten — und alle Drei schienen Eine Person zu sein und sind doch drei verschiedene Wesen."

„Seine Herrlichkeit glaubten zu träumen."

„Alle drei Zigeunerinnen zeigen denselben zarten, schlanken Wuchs, denselben ätherischen Gang, den niedlichen Fuß, die kleine weiche Flaumenhand, die er oft genug bewundert hat."

„Nun ergreift eine nach der andern das Wort, und jede wiederholt ihm die Betheuerungen und Liebesworte, die er doch nur an eine Einzige gerichtet hatte."

„Er hörte drei Personen sprechen und vernahm nur Eine Stimme, die Augen waren gleich frisch, gleich lebendig und ganz von dem nämlichen Klang."

„Das Erstaunen des Lords wich der Verlegenheit, und er gerieth in Verwirrung."

„Welcher von diesen drei fantastischen Erscheinungen sollte er huldigen? Welche von ihnen ist seine Unbekannte?"

„Es ist ihm unmöglich, diejenige zu erkennen, die seit vier Wochen das Ziel seiner unausgesetzten Verfolgung war." Er wagte keine Wahl."

„Jetzt klatscht eine der Zigeunerinnen in die Hände — süße verborgene Musik ertönt und alle drei lassen die Masken fallen.“

„Vor Lord S. stehen drei Frauen.“

„Ein Mädchen, eine junge Frau und eine greise Matrone repräsentirten die drei Frauenalter.“

„Ersteres war Fräulein Julie, die Adoptivtochter der Gräfin Z . . . a, die zweite war die Gräfin selbst und die dritte war Madame D., eine ihrer Freundinnen.“

„Mylords Ueberraschung erreichte den höchsten Grad. Nach einer Pause trat die Gräfin auf ihn zu und sprach:

„Edler Amadis, vergeben Sie die unschuldige Täuschung. Vor Ihnen stehen drei Damen, unter welchen Sie keine zu bezeichnen, keine zu erkennen wagten. Gleich wohl ist's Eine von uns, die auf der Redoute Ihre Schwüre und Liebesbetheuerungen in Empfang genommen hat. Was folgt daraus? Eine Liebe, welche einem Maskenball ihr Entstehen verdankt, darf man keine Liebe nennen. Die Einbildung erzeugt sie, der Traum nährt sie und das Herz weiß nichts davon!“

„Nach diesen Worten ergriff die Gräfin freundlich Mylords Hand und leitete ihn in die Salons, wo eine große Gesellschaft — Alles maskirt — versammelt war. Englische Nationalweisen empfingen ihn und tönten fort, bis er den für ihn bestimmten Sitz erreicht hatte. Nun trat Fräulein Lombard die französische Tragödin vor ihn und deklamirte einige für diesen Zweck gedichtete Verse.“

„Auf Mylords inständiges Bitten demaskirte sich endlich die ganze Gesellschaft, und er fand sich in einem Kreise von Bekannten, die ihn umringten und ihn endlich in den Speisesaal drängten, wo ein köstliches Souper eingenommen wurde.“

„Dies, meine Herrschaften,“ schloß Doktor Koreff seine Mittheilung, „ist die authentische Darstellung des Abenteuers zwischen der Gräfin Z ... a und Lord S.“

„Wie ich hörte,“ bemerkte Graf Witt, „vergalt Mylord die köstliche Bewirthung durch ein Diner, welches er am folgenden Tage gab und wozu alle Theilnehmer des fantastischen Festes geladen waren.“

„Dies ist auch richtig,“ antwortete der Doktor, „und Mylord entfaltete eine immense Pracht, allein der Hauch der Freude und Vertraulichkeit fehlte und die Unterhaltung war eine frostige.“

„Man muß dem verehrten Doktor das Verdienst zusprechen,“ bemerkte die Gräfin Laura, „daß er wie kein Anderer in die Chronik des Kongresses eingeweiht ist. Ich meine nicht in die Chronik der Diplomatie, denn da würde wohl Herrn von Gentz der Vorrang gebühren, sondern in die Chronik der Salons, die vor ihm kein Geheimniß besitzen.“

„Wenn dem so ist, Herr Doktor,“ wendete sich der Prinz von Hessen Homburg an Koreff, „dann werden Sie uns auch die geheimnißvolle Geschichte mittheilen können, von den Tausendschönchen, welches der junge Prinz C. seit einigen Tagen in Form eines seltsamen Ordens in seinem Knopfloche trägt.“

„Ja ja, Doktor," nahm Talleyrands Nichte das Wort, „erzählen Sie, Aller Augen haben das Feldblümchen im Knopfloche des Prinzen bemerkt und wahrgenommen, mit welcher Sorgfalt er es stets durch ein frisches ersetzt, wenn das Frühere welk geworden. Außen deckt der Schnee die Flur, diese Blümchen blühen im Freien noch nicht, wenn der Prinz trotzdem immer frische besitzt, so muß dies das Resultat eines auffallenden Nachsuchens sein."

„Dem ist auch wirklich so," erwiederte der Doktor, „das Feldblümchen an der Brust des Prinzen ist eine Erinnerung, ein Sinnbild zarter Neigung. Ich will Ihnen den kleinen Roman erzählen, eine Idylle mitten im Hofleben, mitten auf dem Kongresse. Lächeln Sie nicht, es ist wirklich eine Idylle, und wenn sie aus meinem Munde anders klingt, so liegt die Schuld einzig und allein an mir, dem das Talent Geßners mangelt. Hören Sie:"

„Der junge Prinz hatte eine zärtliche Neigung für eine Dame gefaßt, deren Familiennamen ich aus leicht begreiflichen Rücksichten nicht nenne."

„Eines Tages besuchte er mit dieser Dame die Gewächshäuser in Schönbrunn."

„Die Dame pflückte eines der Tausendschönchen, und da die Liebe gewöhnlich abergläubisch ist und über ihre Tiefe und Dauer gerne beruhiget sein will, so begann die Dame das Feldblümchen in der bekannten Weise zu befragen, indem sie ein Blatt nach dem anderen ausriß und die Worte sprach:" „Ich lieb' Dich, Du liebst mich vom

Herzen u. s. w.," das letzte Blatt gab ihr das erwünschte Wort: „Leidenschaftlich!"

„Der Prinz und die Dame lächeln, es werden Blicke getauscht, man hat sich verstanden."

„Nun pflückte auch der Prinz ein Tausendschönchen, aber er befragte es nicht, sondern steckte es in der Weise, wie er es jetzt noch trägt, in sein Knopfloch."

„Der Prinz schenkte dem Orakel Glauben und dem Schönbrunner Gärtner hundert Gulden für den Blumentopf, der ihm sein Glück verhieß."

„Das Blümchen erinnert ihn an das glückliche Orakel im Gewächshause, zugleich aber auch an den Namen der Geliebten, denn Marguerite — der französische Name des Tausendschönchens — ist auch der Name seiner Geliebten."

„Die Geschichte, lieber Herr Dokter ist sehr einfach."

„Idyllen dürften nicht komplicirter sein. Die Liebe hat das Eigenthümliche, daß sie ob glücklich oder unglücklich dem Leser oder Zuhörer fast immer dasselbe Interesse einflößt."

„Das ist wahr, wenn man aber bedächte, was die Unglücklichen leiden."

„Besonders der weibliche Theil."

„Warum nicht auch wir Männer ..."

„Oh," versetzte eine der Prinzessinnen von Kurland, „die Herzen der Männer sind wahren und tiefen Empfindungen verschlossen."

Gegen diese Zumuthungen hatten einige der anwesenden Herren viel einzuwenden.

Endlich ergriff der Dichter Carpani das Wort:

„Die Wunden der Liebe kennen keinen Unterschied zwischen Mann und Frau, sie brennen hier und dort gleich stark und sind uns nicht minder schmerzhaft wie Ihnen. Wenn Sie mir ein geneigt Gehör schenken, so will ich meine Behauptung durch einen Fall bekräftigen, für dessen Wahrheit ich einstehe.“

„Erzählen Sie, erzählen Sie!“ lautete die Aufforderung.

Carpani begann:

„Luigi war der jüngste Sohn eines Landmannes in Volterra unweit Florenz. Der junge Mann war nicht nur brav, redlich und fleißig, sondern er erfreute sich auch einer vorzüglichen körperlichen Schönheit.“

„Unweit von dem Vaterhause Luigis hatte sich seit einigen Jahren eine Dame niedergelassen, deren einzige Sorge in der Erziehung eines sechzehnjährigen Mädchens bestand.“

„Diese Damen mischten sich nie in die Freuden des Dorfes, nahmen an den Vergnügungen der Landleute keinen Theil, und wurden nur in der Kirche gesehen, wo sie sonntäglich dem Gottesdienste beiwohnten.“

„Hier sahen sich Luigi und Theresina — so hieß das schöne Mädchen, — zum ersten Male, ihre Herzen entbrannten in Liebe, den zärtlichen Blicken folgten bald noch zärtlichere Händedrücke, und es währte nicht lange, so gestanden sich die Lippen, was die Herzen fühlten.“

„Zwei Jahre währte der Zauber der geheimen Liebe.“

„Bei einer ihrer geheimen Zusammenkünfte vertraute Theresina ihrem Geliebten, daß die Dame, unter deren Obhut sie stehe, ihre Mutter nicht sei, ja, daß sie ihre Familie nicht kenne.“

„Du legst auf diesen Umstand zu großes Gewicht!“ antwortete Luigi.

„Ich fürchte,“ seufzte das Mädchen, „daß er unserer Verbindung hinderlich werden könnte.“

„Ich begreife nicht,“ erwiederte der junge Pächter, „was Deine Eltern und der Ort, wo Du geboren wurdest, mit unserer Verbindung zu schaffen haben?“

„Er begriff es freilich nicht, aber sie fühlte es.“

Eines Sonntags kam Luigi in die Kirche und vermißte seine Geliebte. Er machte sich auf den Weg nach dem Häuschen, wo sie mit ihrer Pflegemutter wohnte. Er mußte über einen Berg, von dessen Gipfel aus er das Häuschen sehen konnte und da bemerkte er, daß dort Alles verschlossen sei.“

„Eine trübe Ahnung bemächtigt sich seiner, er eilt hinzu, klopft an, — wer beschreibt seinen Schreck, als ihm von dem Gärtner Nachricht wurde, die Damen seien abgereist, hätten Alles mit sich genommen, und Niemand wisse, wohin sie gereist?“

„Luigi ist wie vom Donner gerührt, eine zeitlang hofft er vergebens von seiner Freundin Nachrichten zu erhalten, sein Kummer hört nicht auf, endlich verläßt er, trotz des liebevollsten Zuredens seiner Angehörigen, den Ort wo ihn Alles an die Geliebte erinnert, und pilgert in die weite Welt.“

„Er begab sich nach Livorno, schiffte nach Constantinopel, und pilgerte ins gelobte Land."

„Nach drei Jahren, nach vielen überstandenen Abenteuern und Mühseligkeiten kehrte er nach Toskana zurück, arm und in einem nicht beneidenswerthen Zustande, so zwar, daß er Anstand nahm, vor seinen Verwandten in seiner Herabgekommenheit zu erscheinen und sich lieber in Florenz bei einem der spanischen Regimenter, die damals in Italien dienten, als gemeiner Soldat anwerben ließ."

„Auch in diesem Stande, den er aus Verzweiflung ergriff, verließ ihn seine Schwermuth nicht, ja sein Zustand wurde ihm von Tag zu Tag peinlicher."

„Was war indessen aus Theresina geworden?"

„Theresina war die natürliche Tochter eines böhmischen Kavaliers, den Familienrücksichten nöthigten, das Mädchen in Italien erziehen zu lassen. Als diese Rücksichten kurz vor seinem Tode wegfielen, berief er Theresina zu sich, anerkannte sie als seine Tochter und vererbte ihr den größeren Theil seiner ungeheueren Güter."

„Nach Ablauf des Trauerjahres war es Theresina's erste Sorge, sich nach Volterra zu begeben, wo sie ihren Geliebten wieder zu finden, und das ihm oft gegebene Versprechen, ihm als Gattin anzugehören, zu erfüllen hoffte."

„Sie erfuhr Luigis Schmerz und seine Abreise, ohne Kenntniß von seinem Aufenthalte zu erlangen."

„Die junge Fürstin trauerte um den Geliebten, fand sich jeden Frühling in Volterra ein und bewohnte dort anspruchlos wie in den Tagen ihrer ersten Liebe jenes

kleine Häuschen, von wo aus sie die Armen des Ortes, besonders aber die Verwandten Luigi's mit Wohlthaten überhäufte."

„Die Großherzogin lud Theresina an den Hof zu Florenz, wo sie ob ihres Standes, ihrer Milde und außergewöhnlichen Schönheit mit Auszeichnung empfangen wurde."

„Die vornehmsten Herren des Hofes bewarben sich um die Gunst der herrlichen Dame, machten ihr Heirathsanträge, die jedoch, trotz Geburt und Reichthum der Bewerber, standhaft zurückgewiesen wurden. — Theresina blieb ihrem Luigi treu."

„Eines Vormittags fuhr die junge Fürstin nach dem großherzoglichen Palaste. Der Wagen ist gezwungen, wegen eines Hindernisses Halt zu machen, der Soldat, welcher am Gitter als Schildwache fungirt, tritt herbei das Hinderniß zu beseitigen. Theresina erkennt in den gemeinen Soldaten — Luigi."

„Welch ein Anblick für diese Dame, ihren Geliebten so wieder zu sehen."

„Sie besitzt Gewalt genug, sich durch keinen Schrei zu verrathen, läßt umkehren und fährt in ihre Wohnung zurück."

„Ein Vertrauter, welcher von ihr ausgesendet wurde, über den Soldaten Luigi Erkundigungen einzuziehen, kehrte mit Nachrichten zurück, welche der Fürstin bewiesen, daß sie noch immer geliebt werde, daß Luigi noch immer seine Ehre bewahre. Weder die Zügellosigkeit des Lagerlebens, noch das müßige Garnisonsleben hatten sei-

nem Charakter Nachtheile gebracht, er war pünktlich, sittig, und kein Vorwurf konnte ihn treffen."

„Ohne daß Luigi es wußte, wurde ihm sein Abschied gekauft, und ein Heirathsvertrag aufgesetzt, in welchem Theresina ihm die Hälfte ihrer Besitzthümer verbriefte."

„Nachdem sie diese Dokumente in Händen hatte, ließ die junge Fürstin Luigi's Familie nach Florenz kommen und sandte dann ihren Intendanten, den Soldaten in den Palast zu bringen."

„Luigi hatte keine Ahnung von dem Glücke, welches ihm bevorstand; man führte ihn durch mehrere prächtige Säle bis er dahin gelangte, wo ihn Alles erwartete, was ihm das Theuerste war."

„Die junge Fürstin kann ihre Freude nicht mehr verbergen, stürzt ihm entgegen und ruft mit Entzücken:

„Luigi, ich bin es! Deine Theresina ist's, die Dich widerfand, um auf ewig Dir anzugehören!"

„Seine Mutter, seine Schwester umringen und überhäufen ihn mit den zärtlichsten Liebkosungen."

„Seine Freude gab sich anfangs in undeutlichen Worten kund, — plötzlich bricht er in ein sardonisches Lachen aus, verfällt in heftige Zuckungen, und bricht zusammen."

„Den Kummer hatte er jahrelang ertragen, daß Uebermaß von Freude machte ihn wahnsinnig."

„Wahnsinnig?" unterbrach die Gesellschaft den erzählenden Poeten.

„Ach," rief die Gräfin Laura, „wenn der Arme hätte wenigstens weinen können!"

„Luigi — fuhr Carpani fort — lebt im Irrenhause zu Florenz unter der Aufsicht des Doktors Santini, dessen medizinischen Ruf Sie kennen."

„Der Unglückliche hat den Wahn, daß Theresina gestorben sei und bringt seine Zeit damit zu, auf einem Grabmahle welches er ihr errichtet hat, zu beten. So sah ich ihn bei einer meiner letzten Besuche in Florenz, und glaube Ihnen mit diesem Ereignisse sattsam bewiesen zu haben, daß die Liebe ihre Opfer ohne Unterschied des Geschlechtes verschlingt, und daß Männerherzen ihren Wunden eben so wie Frauenherzen unterliegen."

Carpani hatte geendet und die Gesellschaft begann die Erzählung zu besprechen.

Die freundliche Wirthin bemächtigte sich des Wortes:

„Ich bemerke ungern," sagte sie, „daß die Unterhaltung einen zu ernsten Ton annimmt, wir haben uns in ein Gebiet verirrt, aus dem man nur ernste Eindrücke mitnimmt, überdieß ist es die Vergangenheit, in die wir uns zurückversetzen, wozu dies? Halten wir uns an die Gegenwart. Was erzählt man sich in der Stadt, auf dem Graben, bei der Kaiserin von Oesterreich Neues? Frisch darauf los, meine Herren, einen Orden für eine Congreßgeschichte."

„Ich will eine zum Besten geben," lächelte Herr von Gentz, „Herr von Talleyrand hat gestern in Uebereinstimmung mit anderen Bevollmächtigten, einen neuen Souverän creirt."

„Was Sie sagen?"

„Wer sollte dies sein?"

„Etwa der Prinz Eugen?“

„O nein,“ antwortete der Sekretär des Kongresses, es ist der Käse von Brie.“

„Sie scherzen wohl!“

„Was ich sage ist ernst und beweist, daß ein treffender Einfall nie seine Wirkung verfehlt. Ich war gestern bei Herrn von Talleyrand zum Diner geladen. Beim Dessert, als bereits alle politischen Fragen erschöpft waren, kam man auf die verschiedenen Käse und ihre Vorzüge zu sprechen. Lord Castlereagh rühmte den Stilton, Alboci den Strachino von Mailand, Zeltner den Groier aus der Schweiz, der Baron Falk, holländischer Minister, seinen Limburger Käse, welcher durch die leidenschaftliche Vorliebe Peter des Großen unsterblich geworden ist. Sie sehen, meine Herrschaften, die Unterhaltung an der Tafel des Fürsten Benevent war sehr duftigen Inhaltes.“

„Die Käsefrage war noch so unentschieden wie zum Exempel die Frage in Betreff des neapolitanischen Thrones, als ein Kammerdiener eintrat und die Ankunft eines Couriers aus Frankreich verkündete.“

„Was bringt er?“ fragte der geistreiche Diplomat.

„Depeschen vom Hofe und Käse von Brie.“

„Man bringe die Depesche in die Kanzlei und setze die Käse auf diese Tafel,“ lautete der Befehl.

Als der Käse servirt wurde, sagte Herr von Talleyrand: „Ich habe mich bisher enthalten, ein Produkt meines Landes zu rühmen, ich bitte jedoch die Herr-

schaften, diesen Käse zu versuchen und dann ein Urtheil zu fällen."

„Der Teller macht die Runde, man kostet, man ißt, man bespricht sich darüber, das Urtheil ist einstimmig, der Käse von Brie wird zum Könige aller Käse ausgerufen."

Die Mittheilung des Herrn von Gentz fand Beifall.

„Nur keine Stockung," bat die Gräfin Laura.

„Darf ich Einiges vom Kinderballe bei der Fürstin Esterhazy erzählen?" fragte Herr von Ense.

„Wir bitten darum."

„Die genannte Fürstin," erzählte der preußische Volontär, „hatte sämmtliche Sprößlinge der hohen Aristokratie zu einem Feste geladen, welches den Vergnügungen dieser künftigen Generation gewidmet war. Die gekrönten Häupter, die militärischen und diplomatischen Berühmtheiten hatten sich zahlreich eingefunden, bildeten die Zuschauer und ergötzten sich an der naiven Munterkeit der Kinder."

„Man hatte Anstalten getroffen, daß den kleinen Helden und Heldinnen des Abends in den verschiedenen Sälen des Palastes die verschiedensten Ueberraschungen zu Theil wurden."

„Hier war es ein Schattenspiel, dort eine Zauberlaterne, drüber ein Taschenspieler, der die Kleinen ergötzte."

„Nachdem diese und andere Spielereien erschöpft waren, trat man in den Ballsaal, die Tänze begannen, natürlich waren es wieder nur die Kinder, die tanzten und es ging

bunt genug zu. Die Kleinen waren sämmtlich in Costümen erschienen. Die Miniatur-Menschen, geschmückt mit Allem, was Kunst, Geschmack und Laune zur Erhöhung ihrer Schönheit beitragen konnten, bildeten in Wirklichkeit ein reizendes Ganze."

„Türken, Ritter, Magyaren, Albanesen, Russen, Polen spazierten in lilliputanischer Wenigkeit umher und nahmen sich komisch genug aus. Inmitten des kleinen Schwarmes konnte man bemerken, wie der Dämon des Hochmuthes auch bei ihnen schon seine Netze ausgeworfen hatte. Eine kleine Durchlaucht entbrannte in Zorn gegen eine ihrer Gespielinnen, deren Rang dem ihrigen nachstand; die Zänkerei ging weit, keine wollte nachgeben und eine Störung des Balles trat ein."

Die Gesellschaft lachte.

„Dieser Vorfall," unterbrach Isabey den Erzähler, erinnert mich an eine Anekdote, die mir Lord Stair mittheilte und über welche einst in England viel gelacht wurde. Die Prinzessin von Wallis hatte in ihrer frühesten Kindheit die Tochter des Organisten von St. Paul zur Gespielin, Dieser Mann genoß als Musiker einen bedeutenden Ruf."

„Eines Tages stritten die beiden Kinder um den Besitz eines Spielzeuges und da die Gespielin der Prinzessin nicht nachgeben wollte, rief diese zornig aus:

„Wie kannst Du es wagen, mir zu widersprechen, weißt Du nicht, daß ich die Tochter des Prinzen von Wallis bin?"

„Was thut das zur Sache, erwiederte das andere

Kind mit Stolz, weißt Du denn selbst nicht, daß ich die Tochter des Organisten von St. Paul bin?"

Die Anekdote verfehlte auch hier nicht einen heiteren Eindruck zu machen, und als man in Herrn von Ense drang, in den Mittheilungen des Kinderballes fortzufahren, erklärte er, daß er nichts mehr hinzuzufügen habe, und seine Absicht keine andere gewesen sei, als blos der Festivität Erwähnung zu thun.

„Herr von Isabey," wandte sich eine der Prinzessinnen von Kurland an den berühmten Maler, „Sie haben Herrn von Ense unterbrochen, und ich verurtheile Sie, uns Ihr Bocksprung-Abenteuer mit Napoleon zu erzählen und wär's auch nur, damit wir es endlich aus authentischer Quelle zu hören bekommen."

Isabey lächelte und sagte:

„Ich ersuche einen der anwesenden Herren, die Geschichte früher so zu erzählen, wie sie allgemein erzählt wird, worauf ich so frei sein werde, sie zu berichtigen."

„Doktor Koreff, erzählen Sie!"

Der Doktor begann:

„Bonaparte hatte bekanntlich die Gewohnheit, den Kopf zu Boden gesenkt, die Arme in einander geschränkt, spazieren zu gehen. Zur Zeit des lebenslänglichen Consulats befand man sich in Malmaison. Isabey und mehrere andere junge Adjutanten Napoleons spielten auf dem Rasen den Bocksprung. Isabey, der Flinkeste von Allen, hatte bereits die Köpfe der ganzen Reihe übersprungen als er an der Biegung der Allee noch einen

letzten in der geforderten Stellung bemerkt, der zu erwarten schien, daß man auch über ihn hinwegsetze."

„Isabey setzt seiner Lauf fort, nimmt aber seinen Ansatz so schlecht, daß er auf dem Halse der Person sitzen bleibt."

„Diese fällt von dem Stoße bewältiget zu Boden, Isabey mit ihr; jetzt erst sieht er, daß es Bonaparte der erste Consul war."

„Napoleon springt auf, reißt seinen Degen aus der Scheide und beginnt den unglücklichen Springer, der sich gar flink auf die Beine gemacht hatte, zu verfolgen. Der Maler verstand sich jedoch besser auf das Retiriren wie der erste Konsul, er setzt über Strauch und Graben, der Schreck beflügelt seinen Lauf, er springt über den Wall und rennt in Einen Athem bis Paris, wo er erst vor dem Thore der Tuillerien Halt macht."

„In seiner Angst begiebt er sich zu Madame Bonaparte, erzählt ihr sein Unglück und fleht ihren Schutz an."

„Josefine lacht und rathet ihm, sich zu verbergen um der ersten Zornesaufwallung Bonapartes zu entgehen."

„Es bedurfte in der That der ganzen Geduld und Liebenswürdigkeit der herrlichen Frau, um den ersten Consul zu beschwichtigen und dem Maler Verzeihung zu erwirken."

Als Koreff inne hielt, nahm Isabey das Wort:

„Diese Malmeisoner Geschichte ist sehr launig, nur Schade, daß sie ganz und gar erfunden ist. Es ist eine von den halbhistorischen Narrheiten, über welche ich mich am meisten geärgert habe, sie verlieh Napoleon einen Charakter, den er in Wirklichkeit nicht besaß. Ich hatte

den Konsul sechs Wochen lang nicht gesehen, als man mir die eben erzählte Fabel mittheilte. Ich eilte nach St. Cloud und als der erste Konsul mich bemerkte kam er auf mich zu und stellte mich wegen der Erfindung zu Rede."

„Es wurde mir nicht schwer, ihn vollkommen zu überzeugen, wie ich an der Verbreitung dieser Geschichte eben so unschuldig sei wie an deren Erfindung, er lächelte mir wohlwollend zu und erinnerte mich selbst an Türenne's Wort, der von seinem Bedienten geschlagen, sich zu sagen begnügte:"

„Wenn es auch George gewesen wäre, hättest Du nicht so stark schlagen sollen."

„Aber es giebt gewisse Unwahrheiten und Bosheiten, die man um so hartnäckiger glaubt, je eifriger sie widerlegt werden. Dies ist auch bei der Malmaisoner Bocksprunggeschichte der Fall."

Die Gesellschaft schenkte dem Maler nur bedingten Glauben und ließ errathen, wie sie den Verdacht hegen, daß Isabey zu Gunsten Napoleons eine Thatsache in Abrede stelle.

Die Erwähnung des Schloßes Malmaison lenkte das Gespräch auf diesen zur Zeit Napoleons zauberischen Aufenthalt.

Mehrere der Anwesenden sprachen mit Begeisterung von diesem schönen Orte.

Isabey wies auf die prachtvollen Gallerien hin, wo die schönsten Statuen Canovas mit den Meisterwerken aller Gallerien wetteiferten und auf die großartigen Ge-

wächshäuser, welche selbst von jenen in Schönbrunn nicht übertroffen werden.

„Sie werden aber kaum glauben," fuhr der Künstler fort, „daß dieses Schloß, dem Sie Ihre hohe Bewunderung zollen, ehedem ein Aufenthalt des Schreckens und der Qualen war. Der Name Malmaison — böses Haus — stammt aus der Zeit Richelieus, als er noch Minister Ludwig XIII. war. Ich kenne ein interessantes Geschichtchen aus jener Zeit" — —

„Erzählen Sie!" riefen mehrere Damen.

„Ich will mich kurz fassen. In den dreißiger Jahren des siebzehnten Jahrhunderts, an einem trüben, regnerischen Novemberabende hielt ein Reiter vor der Schenke des Dorfes Rueil, welches an den Park von Malmaison grenzt. Sein stolzes Aeußere verrieth einen jener unabhängigen unruhigen Bürger, deren Väter die Ligue gebildet hatten."

„Unser Reisende in der Schenke eingekehrt, um hier zu übernachten, vernahm mit Mißvergnügen, daß ein vor ihm angekommener Fremder auf Alles, was an Lebensmitteln vorhanden war, Beschlag gelegt hatte."

„Gehen Sie hinauf zu ihm," sagte unser Reisende zu der Wirthin, „und ersuchen Sie den Herrn mich an seinem Diner Theil nehmen zu lassen, indem ich bereit bin, die Hälfte der Zeche zu bezahlen."

„Der Fremde oben lud den Reisenden als Gast zu sich, jedoch mit der ausdrücklichen Bedingung, daß er nicht gewohnt sei, eingeladene Personen ihre Zeche bezahlen zu lassen."

„Bald darauf saßen beide gemüthlich an Einem Tische und wurden von Sekunde zu Sekunde vertrauter.“

„Sie sind wahrscheinlich in dieser Schenke bekannt?“ bemerkte der Geladene.

„Bewahre, ich war noch nie hier, ich bin aus Rochelle.“

„Was führt Sie aus so weiter Ferne hieher?“

„Es ist eine traurige Geschichte, ich bin vom Herzog Richelieu hieher geladen.“

„Hatten Sie vielleicht mit ihm einen ärgerlichen Handel?“

„Niemals, ich wurde nur verdächtiget, hoffe aber mich vollkommen zu rechtfertigen. In Rochelle wurde ein beißendes Pasquill auf den Herzog und seine Verwaltung veröffentlicht. Man spricht darin von Urbain Grandier, von einer gewissen Marion de Lorme u. s. w. Obwohl ich in meinem Leben keine Zeile schrieb, die gedruckt worden wäre, wälzte man doch den Verdacht auf mich und ich mußte auf Befehl Richelieus hieher, um mich zu rechtfertigen.“

„Zu welcher Stunde sollen Sie im Schloße erscheinen?“

„Um sechs Uhr Morgens!“

Der Reisende, der beim Rocheller zu Gast war, ergriff lebhaft dessen Hand und sagte:

„Mein Herr, danken Sie dem Zufall, der mir Ihnen gegenüber Verbindlichkeiten auferlegt hat. Auch ich bin vom Herzoge zur selben Stunde ins Schloß beschieden, und zwar vermuthlich aus keinem anderen Grunde, als

um Ihnen den Kopf abzuschlagen, ich bin der Scharfrichter von Chartres!"

„Sie können sich nun den Schreck des Rocheller Bürgers vorstellen; er kam jedoch bald zu sich, als der menschenfreundliche Henker ihm Rettung verhieß."

„Beide stiegen zu Pferde und langten bald vor den Gräben des Schloßes an."

„Halten Sie sich hier hinter diesem Zaun verborgen," lispelte der Scharfrichter dem Rocheller zu, „schauen Sie nach jenem Thürmchen in der Mitte und ganz oben nach dem vergitterten Fenster, welches an die Schießscharten stößt. Dort werden die unwiderruflichen Urtheile gesprochen und vollzogen. Wenn Sie also nach Verlauf einer Stunde durch jenes Fenster ein Licht schimmern sehen, so war ich für einen Andern bestellt. Ich übe mein Amt nie zweimal an Einem Tage, wenn demnach jenes Fenster finster bleibt, so ist dies ein Beweis, daß ich für Sie bestimmt war und dann trachten Sie so schleunig als möglich über die Gränze zu kommen."

„Aber mein Herr, ich bin ja unschuldig . . ."

„Vor den Richtern des Herzogs giebt es keine Unschuldigen."

„Der Rocheller blieb, und da nach einer Stunde das Fenster sich nicht erleuchtete, so trat er seine Flucht an, die ihm auch gelang."

„Das Zimmer in der Schenke zu Rueil, wo der Scharfrichter von Chartres und der Rocheller dinirt hatten, wird noch heut zu Tage den Fremden gezeigt, es heißt: „La salle de bon Secours."

Die Mittheilung Isabeys wurde beifällig aufgenommen.

„Es ist doch sonderbar,“ bemerkt Gräfin Laura, „daß jede Unterhaltung, die auf derartigen Mittheilungen beruht, jederzeit fast unwillkürlich in die Bahn der Vergangenheit einlenkt. Man kommt immer auf jene Tage zurück, die weit hinter uns liegen, während doch die Gegenwart und die jüngstvergangene Zeit, ein gewiß größeres Interesse bieten. Wie wär's mein Herr, wenn wir etwas aus der Gegenwart zu hören bekämen.“

Der Prinz von Hessen Homburg wendete sich an die Dame des Hauses und sagte:

„Ganz recht, gnädige Frau, wir theilen Ihren Wunsch und ich bin beauftragt, Sie im Namen mehrerer anwesenden Herrschaften um die Mittheilung einer Geschichte zu ersuchen, welche uns Alle interessirt und die wir am authentischsten von Ihnen erwarten können.“

„Durchlaucht überraschen mich!“

„Bitte, gnädige Frau unsere Bitte nicht abzuschlagen. Was Sie erzählen werden bleibt unter uns! Der Graf und die Gräfin, deren Geschichte wir ausführlich zu hören wünschen, sind heute nicht anwesend, sie kann daher ohne Scheu erzählt werden.“

„Ich will nicht die Spröde spielen,“ antwortete die Gräfin Fuchs lächelnd, „und Ihren Wunsch erfüllen.“

„Ich weiß, welche Geschichte Sie zu hören wünschen, und da, was ich erzählen werde, kein Geheimniß ist, so kann mir nicht der Vorwurf werden, daß ich eine Indiskretion begehe.“

„Sie haben gewiß, wenn Sie in meinem oder in einem anderen Salon den Graf und die Gräfin von Plet . . . antrafen, die tiefsige Miene und gezwungene Haltung bemerkt haben, welche dieses junge Paar gegen einander beobachtet; die Ursache dieser krankhaften Schwermuth kennen zu lernen, ist das Motiv, welches Ihre Neugierde erregte. Ich will Sie befriedigen."

„Es sind erst wenige Jahre verflossen, seitdem Graf Plet . . . in den Besitz eines sehr bedeutenden Vermögens gelangte; er wurde nicht nur zu den reichsten sondern auch zu den elegantesten Kavalieren der Monarchie gezählt."

„Der junge Graf hatte viele Reisen gemacht, zahlreiche Abentheuer erlebt, von denen mehrere unter einer gewissen Damenklasse großen Lärm erregten, und den liebenswürdigen Lebemann mit seinem verführerischen Aeußeren in Ansehen brachten."

„Diesem falschen Glanze verdankte er den Ruf eines Unwiderstehlichen, und begann ohne eine ernste Wahl getroffen zu haben, sein fünfundzwanzigstes Lebensjahr."

„Eines Tages fand sich sein Haushofmeister bei ihm ein, der in der Regel nur zu kommen pflegte, wenn im Portefeuille Ebbe eingetreten war."

„Was giebt es, Herr Dürberg?"

„Excellenz, ich habe in wichtiger Angelegenheit mit Hochderoselben zu sprechen."

„Ohne Zweifel eine moralische Vorlesung, wie sie gewöhnlich der Auszahlung meiner Revenüen vorangeht."

„Nichts desgleichen Excellenz, blos eine unerläßliche Mittheilung.“

„Machen Sie's kurz, Herr Dürberg!“

„So kurz als möglich. Eine Testamentsklausel Hochdero Onkels bestimmt, daß wenn Euer Excellenz vor Ihrer Majorität eine stiftsfähige Dame zu heirathen versäumen, Sie aller Rechte der Plet . . . 'schen Erbschaften verlustig werden.“

„Der Kukuck hole alle Testamentsklauseln.“

„Euer Excellenz geruhen jetzt vierundzwanzig und ein halbes Jahr alt zu sein,“ fuhr der Haushofmeister ohne sich irre machen zu lassen fort, „sind noch sechs Monden verstrichen, so werden die Seitenerben, welche Ihnen mit Christlichkeit aufpassen, nach dem Vermögen greifen und Euer Excellenz verlieren Alles, was Sie besitzen.“

„Und Sie Ihre Haushofmeisterschaft dazu, nicht wahr? Doch Scherz bei Seite, ~~sind~~ Sie ruhig, ich will an mich und an Sie denken.“

„Der Graf nicht gewillt sein ganzes Vermögen zu verlieren, sandte alle seine Freunde nach einem stiftsfähigen Fräulein aus, und da fand es sich, daß in einem Kloster zu Wiener-Neustadt ein Fräulein Adeleide von Gal . . . erzogen wurde, welches ohne Anstand in alle Stifter hätte eintreten können.“

„Der Graf ließ sich der Familie vorstellen, Scheineinwendungen und Versprechungen von zukünftiger Besserung des Grafen lieferten den Deckmantel, unter welchem in die Convenienz-Heirath gewilligt wurde, währenddem

die Familie durch Adelaidens freilich etwas geringes Vermögen entschädiget wurde."

„Der Graf begleitete seine künftige Schwiegermama nach Neustadt. Adelaide vierzehn Jahre alt, schön wie ein Engel willigte mit Freuden ein, die Gattin eines jungen reichen Kavaliers zu werden und verliebte sich ganz ernstlich in ihren künftigen Gatten."

„Der Graf hatte trotz der Jugend und Schönheit seiner Gemalin kein Gefühl für sie, er sah in ihr nur das Mittel, um in den gesicherten Besitz eines ungeheuren Vermögens zu gelangen, die Vermählung war daher kaum vorüber, so kümmerte er sich auch nicht weiter um Adelaide und überließ sie der Obhuth ihrer Mutter und der Aufmerksamkeit einer Gouvernante."

„Der Graf von dem ihn drückenden Ehejoche noch mehr zum Leichtsinn und Verschwendung aufgestachelt, setzte ärger als je seine frühere Lebensweise fort, und nahm keinen Anstand, gegen seine Genossen sich seiner Ausschweifungen zu rühmen und sogar mit seinem harten Betragen gegen seine junge Gattin zu prahlen."

„Das Loos der armen Gräfin war leicht zu ermessen. Jung, ohne den Muth, sich zu beklagen, litt sie im Stillen, und vergoß am Busen ihrer Mutter bittere Thränen, sie liebte den Grafen und fühlte den Schmerz der Verlassenheit doppelt schwer."

„Anfangs verschwendete sie alle ihre Zärtlichkeit und geduldige Ergebung um sein Herz zu fesseln; als sie jedoch sah, daß Alles vergebens war, daß der Undankbare für sie kein Herz, für ihre Tugenden keinen Sinn habe,

wurde sie ärgerlich beim Anblicke des Unwürdigen und erbat sich die Erlaubniß, sich auf seine Güter zurückziehen zu dürfen, was er ihr auch leicht gewährte."

„Kaum achtzehn Jahre alt, verließ Adelaide die Residenz und mit ihr alle jene Vergnügungen, denen sich die Jugend so gerne hingiebt, sie zog sich in die Einsamkeit der Provinz zurück, während ihre Reize, ihr Talent, ihre Jugend sie für ein glücklicheres Loos bestimmt zu haben schienen."

„Bei tugendhaften Seelen wirkt das Unglück wie das Gewitter in der Luft erläuternd. Adelaide setzte den zügellosen Sitten ihres Gatten in der Residenz eine englische Tugend in der Provinz entgegen, sie vergalt seine beleidigende Verachtung durch ein vorwurffreies Benehmen. Während der langen Jahre ihrer Einsamkeit gab sie sich dem Wohlthun hin, und übte Werke der Barmherzigkeit."

„Der Graf lebte seit der Entfernung seiner Gattin aus Wien in einem Taumel unwürdiger Vergnügungen und als der Kelch hier ausgeschöpft und geleert war, begab er sich auf Reisen."

„Einige Jahre vergehen, da fällt es dem Kavalier plötzlich ein, daß er ein Vaterland besitze, und daß in diesem Vaterlande eine Frau lebe, die seinen Namen trage."

„Von den Genüßen des Lebens abgestumpft, kehrt er zurück, und begiebt sich zum Besuche seiner Gattin."

„Er fand Adelaide vollkommen aufgeblüht im Schmucke unbeschreiblicher Schönheit, die Knospe hatte er verlassen, die Rose fand er wieder. Die Vernunft half ihr den

Schmerz ihres Herzens lindern, ihre Wangen hatten sich wieder rosig gefärbt, ihre Augen strahlten in Glanz."

„Der Graf hatte seine Gattin kaum wieder gesehen, so — ich bitte die hohen Herrschaften über diese Seltsamkeit des menschlichen Geistes nicht aufzulachen — ich sage, der Graf hatte seine Frau kaum gesehen, so verliebte er sich auch sterblich in sie."

Die Gesellschaft brach in der That in Verwunderung aus.

Die Gräfin Laura fuhr fort:

„Der Graf liebte jetzt seine Gattin leidenschaftlich, aber auch mit dem Herzen der Gräfin war eine — freilich natürlichere und begreiflichere Veränderung — vorgegangen. Ihr früher den zärtlichsten Eindrücken zugängliches Herz war erkaltet, sie hatte von der Lebensweise ihres Gatten Kenntniß erhalten, ein Eckel erfaßte sie und er wurde der Gegenstand ihrer unüberwindlichsten Abneigung."

„Alle Bemühungen, alle Zärtlichkeit und Reue vermochten sie nicht, sich ihm wieder zuzuwenden, selbst das Pflichtgefühl war zu ohnmächtig, vergebens flehte der Graf, umsonst bemühten sich seine Freunde, sie blieb unzugänglich, ihre Seele war zu tief und zu lange gekränkt worden."

„Da kam der Kongreß, und der Graf schmeichelte sich, eine Reise hieher in dieser merkwürdigen Zeit, das Geräusch der Feste, der Prunk, der Anblick so vielen Glückes würde eine wohlthätige Aenderung in den Gefühlen der neu geliebten Gattin hervorbringen, er hoffte, der

Kongreß werde die Liebe, welche Adelaide einst für ihn empfand, wieder erwecken."

„Die Gräfin willigte ein, ihren Gatten nach Wien zu begleiten, sie versprach sogar an den Festlichkeiten Theil zu nehmen, allein eine Aenderung trat nicht ein, sie blieb kalt und empfindungslos gegenüber dem schuldigen Gatten."

„Nun erntet Plet . . . die Strafe für seine Versündigung an diesem engelgleichen Herzen. Er liebt seine Frau leidenschaftlich, er betet sie an und findet keine Theilnahme, keine Erwiederung, bis zum heutigen Tage hat er es nicht weiter gebracht, als sich lächerlich zu machen."

„Er schwärmt für seine Frau, seufzt wie ein fünfzehnjähriger Knabe und ist eifersüchtig wie ein sechzigjähriger Greis. Er greift mit Gier nach Gegenständen, die seine Frau aus den Händen legt und drückt sie heimlich aber brünstig an seine Lippen, er entwendet ihr Handschuhe, Bänder, trägt sie auf seinem Herzen und bedeckt sie mit Küssen."

„Von dem ehelichen Lager verbannt haucht er seine Leiden in Versen und in Prosa aus. Es ist bereits so weit mit ihm gekommen, daß man jetzt ernstlich für seinen Verstand fürchtet."

„Adelaide bleibt unerbittlich."

„Der Graf ist ein warnend Beispiel für alle ausschweifenden Ehemänner, welche ihre Reue zu lange hinausschieben."

Der Mittheilung der Gräfin Laura folgte eine Diskussion über die Liebe, diesem unerschöpflichen Thema, wel-

ches nicht nur die Romane und Komödien, sondern auch das wirkliche Leben vor Langeweile sichert.

Man kam auf die Feste zusprechen, besonders aber auf die Pracht, welche jederzeit in den russischen Salons entfaltet wurde.

Doktor Koreff ergriff die Rede: „Wen man die Eleganz und den Geschmack des russischen Adels der Jetztzeit sieht, den Reichthum den er in Paris, Petersburg und Wien enthaltet, und sich als Gegensatz durch getreue Schilderungen die Feste unter Peter dem Großen vergegenwärtiget, dann erst begreift man die Macht der Civilisation. Mit welchen Schwierigkeiten hatte nicht der russische Reformator zu kämpfen, als er seine Bojaren zwingen wollte, sich auf europäische Weise zu amüsiren."

„Er hatte mit einer eben so heftigen als mächtigen Opposition zu kämpfen, mußte ein eigenes Fest-Reglement veröffentlichen und wer einen Paragraf desselben verletzte, wurde auf das Strengste geahndet."

„Sein unerschütterlicher Wille verfügte, daß alle Feste einen durchweg europäischen Charakter annehmen sollten, trotzdem vermöchte man der Barbarei nicht ganz zu entsagen, wenn Männer mit Tamburins die Stadt spielend durchzogen, so galt dies den Großen als ein Zeichen, daß an diesem Abende ein Hofball sei!"

„Um fünf Uhr Abends erschienen die Damen, sie mußte strenge den europäischen Moden huldigen, nur die Kaiserin Mutter, eine geborne Nariskin, durfte sich von dem allgemeinen Gesetze eine Abweichung erlauben, und die Gewänder der russischen Damen tragen. Wie gezwun-

gen und unheimlich sich Herren und Damen in den ungewohnten Hüllen fühlten, kann man leicht ermessen, aber Wer durfte es wagen, dem energischen Willen Peters Trotz zu bieten, er, der persönlich niemals eine Vorschrift verletzte, welche er anderen auferlegte, der selbst an der Thüre des Ballsaales eine Picke in der Hand Schildwache stand, um seine Gäste zu überwachen."

„Aehnliches, bemerkte Isabey, erzählt man von Ludwig XIV. Bei einer Vorstellung der „Esther" zu St. Cyr übernahm er die Function eines Huissiers und überwachte den Eingang des Theaters."

Doktor Koreff fuhr fort: „Dem Befehle des Czars zu Folge mußten die Großherzoginnen den Bojaren mit Erfrischungen aufwarten. Man trank starke Biere, Meth, Branntwein und französische Weine."

„An dem Eingange dem Kaiser gegenüber stand ein Kämmerling mit zwei Urnen, die mit Nummern gefüllt waren. Beim Eintritte mußte jeder Cavalier aus der einen und jede Dame aus der andere Urne eine Nummer ziehen, die korrespondirenden Nummern mußten sich für diesen Abend verbinden, hier entschied das Loos eben so, wie einst bei den olympischen Spielen der Faustkämpfer."

„Auf den Maskenbällen ging es noch seltsamer her, die bizarrsten Masken, die bizarrsten Tänze fanden den meisten Beifall."

„Die Lektionen Peters fielen auf keinen unfruchtbaren Boden. Unter Katharina I. und unter Elisabeth hielten die Vergnügungen gleichen Schritt mit dem wachsenden politischen Einfluß. Die Maskenbälle unter Elisabeth ent-

falteten einen kaum glaublichen Aufwand, da die Kaiserin in Männerkleidung sich sehr wohl ausnahm, so mußten bei diesen Bällen alle Damen in Männerkleidung und alle Männer in Frauengewändern erscheinen."

„Unter Katharina II. hatte der Luxus einen hohen Grad erreicht. Ihre Karoussels waren prachtvoll, ihre Feste in Czarsko-Szelo, Potemkins Feste im Palais von Taurien stehen heute noch unerreicht da. Was die Gegenwart anbelangt, so ist es eine unbestrittene Wahrheit, daß keine Nation das Vergnügen besser aufzufassen und ihm den Siegel der Feinheit so aufzudrücken versteht, wie die russische. Soll ich, um was ich behaupte zu beweisen, den Feenaufenthalt der Gräfin Sofie Potozka in Sofiowka schildern, diesem Zauberort, den die Muse des siebzigjährigen polnischen Dichters Trembezki verjüngt hat?"

„Zehn Jahre lang mußten zweitausend Bauern Frohndienste thun, um Flüßen eine andere Richtung zu geben, um ungeheuere Felsenbälle fortzuschaffen und inmitten öder Steppen Alles zu verwirklichen, womit die Fantasie Tasso's die Zaubergärten Armidas ausgeschmückt hatte. Aus einem weiten Bassin stürzt sich ein mächtiger Wasserfall herab, er ist der Höchste in Europa. Finstere Grotten, steile Felsen, Granitblöcke, Flüße denen man ihr Bett vorgezeichnet, wechseln mit einander ab, damit der Ort werde was er ist, wurden zwanzig Millionen Gulden verwendet."

„Was aber ist die Oertlichkeit gegenüber dem Leben, welches dort geführt wurde. Der Pallast war ein Tempel der Gastfreundschaft, ein Asyl für Fremde, die vierzehn Tage lang bewirthet wurden und sich am fünfzehnten der

Gräfin, wenn auch nur um Abschied zu nehmen, sich vorstellen mußten."

„Während dieser Zeit standen Diener, Equipagen, Küchen und Keller zu Befehlen des Gastes, gleichviel wer er war. Sofie Potoczka konnte daher mit Recht sagen: Man macht mir in Sofiowka dreijährige Visiten."

Als Doktor Koreff im Salon der Gräfin Fuchs die Herrlichkeiten jenes Zauberortes pries, mochte Niemand im Traume daran denken, daß dieser Feenaufenthalt fünfzehn Jahre später (1830) der Familie seines Gründers entrissen werden würde. Sofiowka wurde in Folge der letzten polnischen Revolution konfiszirt und mit den Domänen des russischen Kaisers vereiniget. Selbst der Namen, den ihm die Liebe gab, ward ihm genommen und jetzt heißt er: „Czarizinsad" d. h. Garten des Czars.

Eines aber ist geblieben, Trembecky's herrliches Gedicht, es wird den Namen Sofiowka auf die Nachwelt bringen, den Namen jenes Gestirnes, welches zu Berlin im Jahre 1823 verblich.

Mit der Mittheilung des Doktors endete die Unterhaltung, die Gesellschaft brach auf und nahm die mannigfachen Eindrücke und Erinnerungen, welche die Schilderungen dieses Abendes angeregt hatten, mit sich.

Es war einer der genußreichsten Abende im Salon der Gräfin Fuchs!

Zweites Kapitel.

Winterbilder.

Nebst den Caroussels sind es besonders festliche Schlittenfahrten, die in Wien von jeher sehr beliebt waren und nie fehlten, wenn die Jahreszeit und die Witterung sie gestatteten.

Es war also natürlich, daß auch das Festcomité des Kongresses eine solche Partie in das Programm aufnahm in der sicheren Erwartung einer dem Unternehmen günstigen Witterung.

Herr Stuwer erlangte eine beruhigende Satisfaktion, es erging dem Kongreßcomité eben so mit der oft angekündigten Schlittenpartie, wie es diesem mit seinen Feuerwerken in der Regel zu gehen pflegt, mehrmals angesagt, mußte die Fahrt in Folge plötzlich eingetretenen Temperaturwechsels immer verschoben werden.

Endlich trat nach einem dünnen Schneefall ein scharfer Frost ein und die Spazierfahrt wurde mit großem Pomp angekündigt.

Es war Sonntags am 22. Jänner, der Tag nach dem Trauerfeste in der Kathedrale.

Die zweite Nachmittagsstunde war zur Abfahrt bestimmt.

Das Publikum drängte sich den Vormittag hindurch auf den Josefsplatz, um die neugebauten Schlitten zu bewundern; jene, welche für die Kaiser und Monarchen bestimmt waren, hatten die Form einer Kalesche und strahlten in lebhaften durch Gold gehobenen Farben.

Die Polsterkissen von smaragdgrünem Sammt waren mit Goldfranzen verziert. Das kaiserliche Geschirr war mit silbernen Glöckchen behängt.

Die Schlitten für die Geladenen erglänzten ebenfalls von Sammt, Seide und Gold und gaben den früheren an Zierlichkeit und Reichthum nichts nach.

Sämmtliche Schlitten wurden von herrlichen Race-Pferden gezogen, die mit Tigerfellen und reichem Pelzwerk bekleidet, deren geflochtene Mähnen mit Bändern und Schleifen geschmückt waren.

Die prächtigen Thiere gruben ungeduldig in die Schneedecke, stampften von dem Schellengeläute noch mehr entflammt, den Boden, bliesen Dampf aus den schön gefärbten Nüstern und fegten die Luft mit ihren stolzen Schweifen.

Die Schlittenfahrt hatte den kaiserlichen Ceremonienmeister wieder in lebhafte Unruhe versetzt, in jedem Schlitten kam nämlich eine Dame und ein Kavalier zu sitzen, es galt nun die Aufgabe, die Sympathien nicht zu verletzen und der Hofetikette zu genügen; es entstand die doppelte Frage: die Reihenfolge der Schlitten und die Wahl der Plätze.

Die obersten Hofämter zogen sich mit einem Mei-

sterstrich aus der Affaire, sie ließen über die ersten fünf Paare Wahl, bei allen Uebrigen entschied das Loos, jeder Kavalier empfing eine Dame, die ihm der Zufall als Gefährtin auf dieser Fahrt bezeichnet und der er seine Ritterdienste weihen mußte.

Endlich ertönt eine Fanfare und der Zug setzte sich in Bewegung.

Voran eine Abtheilung Kavallerie, die k. k. Einspänniger zu Pferde, zwei Hoffouriere und ein Beamter des obersten Stallmeisteramtes, sämmtliche Pferde waren mit reichen Decken bekleidet.

Diesem Vortrabe folgte ein riesiger Schlitten, sechsspännig mit k. k. Trompetern und dem Pauker.

Hinter diesem folgen zu Pferde zwei k. k. Futterknechte, ein Oberbereiter und mehrere Bereiter, hierauf kommt der Schlitten des Obriststallmeisters, Grafen von Trautmannsdorf.

Nun folgen die Souveräne.

Voran Kaiser Franz mit der Kaiserin von Rußland. Die wunderliebliche Fürstin ist in einen weiten, grünseidenen, mit Hermelin verbrämten Pelzmantel gehüllt, auf dem reizenden Köpfchen trägt sie eine gleichfarbige Mütze mit einem in Diamanten gefaßten Federbusche, ganz in der Art, wie es die große Katharina zu tragen beliebte.

Nach ihm kommen Kaiser Alexander mit der Fürstin Auersberg, Friedrich Wilhelm mit der Gräfin Julie Zichy, der König von Dänemark mit der Großherzogin von Sachsen-Weimar, und endlich der Großherzog von Baden mit der Obersthofmeisterin Gräfin Lazansky.

Die Schlitten der Souveräne sind von Pagen in mittelalterlichen Gewändern und von ungarischen Garden umritten.

Die Kaiserin von Oesterreich, der König und die Königin von Baiern, so wie mehrere Prinzessinnen, hatten sich, da sie ihrer schwachen Gesundheit wegen den scharfen Frost fürchteten — so hieß es wenigstens — zu Wagen nach Schönbrunn begeben, wo sie den Zug erwarteten.

Im Publikum war man von diesem Unwohlsein nicht weniger als überzeugt.

Schon vierzehn Tage früher hatte man zahlreiche Wetten eingegangen, daß die Kaiserin Ludovika und das baierische Königspaar an der Schlittenfahrt nicht Theil nehmen würden, und die Kontremineurs blieben Sieger.

Hinter den Souveränen kamen die übrigen Schlitten, etwa dreißig an der Zahl.

Der Erzherzog Palatinus fuhr die Großherzogin von Oldenburg, der Kronprinz von Würtemberg die Fürstin von Liechtenstein.

Erstere ist in einem blauen Atlasmantel gehüllt, und das Auge des Letzteren weilt — trotz der Schönheit seiner Gefährtin — auf der Großherzogin vor ihm, die er verehrt und anbetet.

Die folgenden Paare waren:

Der Prinz Wilhelm von Preußen und die Gräfin Fuchs, der Prinz Leopold von Sizilien und die Gräfin Lubomirska, der Prinz Eugen und die Gräfin Appony, der Kronprinz von Baiern und die Gräfin Sofie Zichy, der Erzherzog Karl und die Gräfin Esterhazy, der Prinz

August von Preußen und die Gräfin Batthyany, der Graf Franz Zichy und Milady Castlereagh, der Graf Wrbna und die Gräfin Walluzew, der Herzog von Sachsen-Koburg und Rosalie Rzewuska, die arme Waise der Gefängnisse, u. s. w.

Sämmtliche Damen, sind in Pelzmäntel von prächtigen Farben gehüllt, und glänzen durch Reichthum und Geschmack, die Kavaliere tragen durchgehends polnische Röcke mit dem kostbarsten Pelzwerk besetzt.

Hinter den Geladenen kommt abermals ein sechsspänniger Riesenschlitten mit einer ganzen Musikkapelle, sämmtliche Spielleute in türkischen Gewändern.

Einige Reserveschlitten und eine Reiterabtheilung schloßen den Zug.

Anfangs geht es im Schritt; man nimmt den Weg über den Kohlmakt, die Tuchlauben, Wipplingerstraße, den Judenplatz, Hof, die Freiung, Herrngasse, den Michaeler- und Josefsplatz, dann über die Kärnthnerstraße, den Stock im Eisen, Graben, Kohlmarkt, durch die Burg, über die Mariahilfer Hauptstraße hinaus gegen Schönbrunn.

Außerhalb der Stadt erknallten die Peitschen, ertönten die Schellen in schnellerem Tempo, und unter Trompetengeschmetter und Musik gleiten die Winterfahrzeuge im Fluge über die dünne Schneedecke und ein in die Ferne jagender Streif entzieht den zahlreichen Zuschauern bald seine letzte Spur.

In Schönbrunn harrte eine große Zahl Notabilitäten, die zwar nicht zur Schlittenpartie, wohl aber zu dem

Feste und dem Theater paré, welches hier folgen sollte, Einladungen erhielten.

General Witt, Graf Tulczim, Helene, Wasili und mehrere bekannte Franzosen und Deutsche befanden sich unter den letzteren und spazierten, den Festzug erwartend, durch den winterlichen Garten.

Schade, bemerkte einer der Anwesenden, daß das Festcomité nicht auf den Gedanken kam, einen Eispalast zu erbauen und darin ein Fest zu veranstalten.

Wie, einen Palast ganz von Eis?

Ebenso wie jener, den die Kaiserin Anna auf der Newa erbauen ließ.

Zu welchem Zwecke?

Haben Sie von diesem Scherz nie erzählen hören?

Wenigstens nichts Genaueres.

Ein Fürst, dessen Namen ich nicht nenne, übernahm am Hofe der genannten Kaiserin theils willig, theils verdient die Rolle des Spaßmachers.

Er ließ sich hundert Scherze gefallen, Neckereien, Muthwilligkeiten, endlich aber die merkwürdigste aller Launen, daß er sich auf Befehl der Kaiserin vermählen mußte, und zwar mit einer Dame, die für seine Gewohnheiten so ziemlich paßte.

Um das Vermählungsfest des kaiserlichen Spaßmachers würdig zu begehen, wurde auf der Newa ein Palast von Eis erbaut.

Das ganze Gebäude mit sämmtlichen Mobilien war von Eis. Boden, Wände, Decken, Tische, Stühle, Kron=

leuchter, Betten, Alles, Alles von Eis, Eis von allen Farben, um Wechsel in das Einerlei zu bringen.

Die Säle und Gemächer erstrahlten in Kerzenglanz, die Wände wurden mit kostbaren Teppichen behangen, der Boden mit solchen belegt, und der ganze Hof fuhr in Schlitten vor, um sich bei dem Feste einzufinden.

Mehr als tausend Gäste nahmen ein Souper ein, Musik ertönte, Kosaken führten Tänze aus, vier derselben trugen einen ganzen gebratenen Ochsen mit vergoldeten Hörnern, den man außen im Eishofe gebraten hatte, zur Schau umher, so ging es bis tief in die Nacht hinein.

Endlich begaben sich die Neuvermälten zur Ruhe, eine Kanonensalve ertönt, wohlgemerkt, die Geschütze waren ebenfalls von Eis, das Brautpaar erschrickt und bemerkt mit Entsetzen, daß das Eis rings herum zu schmelzen begann.

Der Hof war noch gegenwärtig und der gute Fürst wagte nicht, trotz der fatalen Situation, seine Braut zu verlassen; Sie können leicht ermessen, wie unangenehm dem Brautpaare der kaiserliche Zeitvertreib war.

Die Herren lächelten, die Damen kehrten dem Erzähler, dem Grafen von Witt, schmollend den Rücken, dieser, der einmal in muthwilliger Laune war, fuhr fort:

„Haben Sie schon von der kleinen Bosheit gehört, die man sich in der Stadt erzählt, und die jedenfalls gut erfunden ist? Man wollte, so erzählen die Wiener, eine pantomimisches Ballet darstellen, zu welchem man jedoch keine Venus fand, keine der Damen hatte die Anmaßung, die Rolle der schönen Göttin zu übernehmen.

Die Fürstin Bragation, welche halb überredet, einwilligte, nahm kurz vor der Vorstellung ihr Wort zurück und die Verlegenheit erreichte den höchsten Punkt. Da gerieth Isabey, der mit dem Arrangement betraut war, so erzählen nämlich die Wiener, auf einen originellen Ausweg. Er gruppirte Dame Venus graziös und malerisch, jedoch so, daß sie dem Zuschauer nicht das Antlitz, sondern den Rücken zukehrte, auf diese Weise war Allen geholfen, die Pantomime hatte eine Venus, welche sich das hohe Publikum so schön als möglich vorstellen konnte"

„Haben Sie die originelle Wette gehört, welche vor einigen Tagen veranstaltet wurde?"

„Erzählen Sie!"

„Kaiser Alexander wettete mit einer Wiener Dame, wer von Beiden am schnellsten die Kleider wechseln würde? Die Scene begab sich in einem Salon, der durch eine spanische Wand getheilt war. Zeugen mußten jedem Theile die ausgezogene Kleidung vorweisen, damit kein Zweifel über die Aufrichtigkeit der Wette obwalte."

„Und wer gewann die Wette?"

„Die Dame."

„Nicht möglich!"

„Sie kürzte die Toilette dadurch wesentlich ab, daß sie einen Toque aufsetzte. Andere meinen wieder, der Kaiser habe sich den Vorrang mit Willen ablaufen lassen."

„Man hofft heute die Kaiserin Marie Louise im Theater zu sehen."

„Diese Hoffnung wird sich nicht erfüllen. Die Kaiserin hat sich schon heute Morgen mit dem kleinen Prin-

zen und ihrem Hofstaate zu Schlitten nach Baden begeben und wird erst Abends zurückkehren, um mit der Fröhlichkeit der Kongreßgäste in keine Berührung zu kommen."

Schellen, Peitschenknallen und Trompetenstöße kündeten schon aus der Ferne die Ankunft des Schlittenzuges; im raschen Fluge nahte er heran und ohne daß die hohen Gäste ausstiegen, bildeten die einzelnen Fahrzeuge um den hart gefrornen Teich eine glänzende Einfassung, um zu dem Schauspiele, welches sich auf dem Spiegel des Teiches entfalten sollte, die improvisirten Logen zu bilden.

Musik erschallt.

Junge Leute in den elegantesten Costumen der verschiedenen Länder des Nordens producirten ein Schlittschuhlaufen.

Das Arrangement der Szene stellte eine holländische Kirmesse vor: hie und da sah man buntscheckige Zelte; Gruppen wandelnder Kaufleute, auf Schlittschuhe dahingleitend, boten den athemlosen Debutanten stärkende Getränke.

Diese tumelten sich auf der spiegelglatten Fläche herum, der Eine mit kerzengerade geschlossenen Beinen und eingeschränkten Armen gleitet fort wie eine Statue von Erz, der Andere wieder mit vorwärtsgebogenem Leib eilt in weitausgreifenden Schritten dahin und umkreist den Teich rasch wie der Blitz.

Hier zieht Einer eine leichte silberne Gondel hinter sich her, dort treibt ein Anderer einen kleinen Schlitten, vor dem zwei künstliche Schwäne gespannt sind.

Beide Fahrzeuge fliegen pfeilschnell über die Fläche und durchschneiden die Bahnen der Läufer, ohne mit diesen in Berührung zu kommen.

Vor den Augen der Zuschauer entfaltet sich ein reich bewegtes Leben, unaufhörlich wechselnd, jeden Moment ein anderes Bild entfaltend.

Unter Allen, welchen es gegönnt war, vor einem Publikum, wie es noch nie beisamen zu finden war, mit ihren Eiskünsten zu glänzen, zeichnete sich ein junger Mann aus, der bei der englischen Gesandschaft angestellt war.

Sir Eduard, Mitglied des Londoner Schlittschuhläuferklubs, hatte sich schon unzählige Male auf der Serpentine von den Spaziergängern von Hyde-Park bewundern lassen, heute sollte ihm der Beifall des hohen Kongresses zu Theil werden, eine Ehre, die ihm selbst daheim im Klub hoch angerechnet wurde.

Die Chronik hat es der Mühe werth gefunden, den Namen des Ritters Saint-George auf die Nachwelt zu bringen, der auf dem Bassin zu Versailles den Namen „Marie Antoinette“ einschnitt, und doch wie unbedeutend war diese Leistung gegenüber der Kunstfertigkeit Sir Eduards.

Als er seine kühnen und bizarren Wendungen begann, machten die Kunstgefährten ihm willig Platz, und sämmtliche Damen verließen die Schlittenlogen, um den schönen Solo-Läufer zu bewundern.

Und Sir Eduard mit einer unnachahmlichen Gewandheit und Grazie zeichnete mit dem Eisen seines Schlittschuhes, ohne das man seinem Laufe irgend einen

Zwang abmerkte, die Namen der Kaiserinnen, Königinnen und vieler anderer hohen Damen mit einer solchen kalligrafischen Genauigkeit in die Eisfläche, daß stürmischer Beifall ihn lohnte, worauf wieder ein Tutti der Schlittschuhkünstler erfolgte, wobei Zephirsprünge, die Chinoise, die Guirlande und ein Walzer producirt wurden.

Letzterer Tanz wurde von zwei Holländerinnen aufgeführt, welche, wie die Milchmädchen von Saardam, malerisch costumirt, rauschenden Beifall fanden.

Nun folgte für die Theilnehmer der Schlittenpartie ein Banket in den bezaubernd geschmückten Salons.

Treppen, Bogengänge und Säle waren mit den seltensten Pflanzen aus den kaiserlichen Gewächshäusern geschmückt.

Citronen, Myrthen, blühende Orangebäume, Blumen in der herrlichsten Blüte machten an den Frühling glauben, während außen der Schnee den Park und das Eis die Bassins deckte.

Die sinnreichste Pointe des Arrangements war unstreitig eine lebendige Riesenpalme, welche über die Haupttafel, an welcher die höchste Personen saßen, ihre Blätterfächer ausbreitete.

Nach dem Diner verfügte man sich in das kleine Theater, wo die Hofschauspieler Etienne's „Aschenbrödel" in deutscher Sprache aufführten, worauf man sich in die Säle zurück begab und einige Polonaisen tanzte.

Die neunte Abendstunde war zur Rückkehr bestimmt.

Die Trompeten bliesen zum Aufbruchszeichen eine

Fanfare, Alles eilte zu den in zwei Reihen aufgestellten Schliten, um die früheren Plätze einzunehmen.

Alle Kavaliere der Begleitung tragen brennende Fakeln, die Kapelle läßt ihre kriegerische Musik ertönen, der Zug setzt sich in Bewegung und fliegt davon.

Bald verschwinden die Umrisse der einzelnen Fahrzeuge, das Schellengeläute wird immer matter, die Musik verschwimmt immer mehr in der Luft, man vernimmt nur noch einzelne Trompetenklänge und was man sieht ist ein rother Lichtstreif, der gespenstisch dahinfliegt und die am Wege gepflanzten schnee- und reifbedeckten Baumreihen magisch erleuchtet, bis er endlich ganz verschwindet und Alles still und winterlich öde wird, wie es früher war.

Das ist das Bild des ganzen Kongreßes.

Drittes Kapitel.

Wiedervereinigung.

Wer die Anhänglichkeit der beiden Geschwister zu einander ins Auge faßte, wird den Schmerz begreifen, den das Verschwinden Josefinens dem armen Bruder verursachte.

Selbst Pauline vermochte nicht, ihn zu beruhigen.

Er und Herr Kern durchstrichen Stadt und Vorstädte.

Alles vergebens.

Sie ist entführt! klagte der junge Mensch.

Oder entflohen, meinte der Vogelpädagog.

Wie, rief Josef erschreckt, Sie könnten glauben, meine Schwester sei so leichtsinnig?

Herr Balthasar machte eine abwehrende Bewegung und erwiederte:

„Ich glaube gar nichts, mein verehrter junger Freund, ich spreche nur von Möglichkeiten. Ich hatte einmal einen Vogel....“

„Ach mein Gott, mit Ihren Vögeln.“

„Junger Mann, keine Blasphemie; die Menschen sind zweibeinige Thiere wie die Vögel, und was ich an diesen erfahren, hat sich bei jenen stets bewährt. Man glaubt oft, ein Vogel sei Einem gestohlen worden und es zeigt sich, daß das unvernünftige Thier selbst durchgeschlüpft und in sein Verderben gerannt ist. Fräulein Josefine kann eigenwillig durchgegangen sein.“

„Das ist nicht möglich, sie wird mich, ihren Bruder, nie verlassen!“

„Warum nicht? Das Weib muß Vater und Mutter verlassen, um dem Manne zu folgen, um so mehr den Bruder.“

„Aber heimlich, bedenken Sie!“

„Verbotene Früchte schmecken süß und damit fängt man die klügsten Vögel. Wissen Sie, welches der klügste Vogel ist?“

Josef ließ den Pädagogen fortreflektiren und hing seinen Gedanken nach.

Eine eigenwillige Entfernung Josefinens war wohl

höchst räthselhaft, aber keineswegs unmöglich, Kern konnte recht haben.

Die Entfernung kam zwar unerwartet und plötzlich, allein, wer konnte wissen, was ihr vorausging?

Josef suchte, wie wir bereits erfuhren, die wenigen Bekannten auf, die er in Wien hatte, um nach der Schwester zu forschen; er ging mit dem Pädagogen zu Herrn Raily, zum Landwehrmann, und bei Ersterem war es, wo er seinen Hollabrunner Fund zurückließ, in der Hoffnung, sich eines Gegendienstes des Engländers zu erfreuen.

Die Bemerkung Kerns, daß Josefine sich freiwillig entfernt haben könne, war Ursache, daß Josef jede Anzeige unterließ, um seiner Schwester, wenn sie einen solchen Schritt wirklich unternahm, was er freilich schwer begreifen konnte, in ihrem abenteuerlichen Unternehmen nicht hinderlich zu sein.

So verflossen mehrere Tage.

Eines Nachmittags kam Kern athemlos zur Witwe Bergmann; man sah es dem Pädagogen an, daß er der Ueberbringer einer Neuigkeit war.

Er ist da! rief er schon an der Thüre.

Die Anderen sahen ihn erwartungsvoll an.

„Wer ist da? fragte Pauline.“

„Der junge französische Graf.“

„Graf Marsan? rief die Mutter erstaunt.“

„Ja, er selbst; ich sah ihn heute gemächlich über den Graben spazieren, als ich mich eben zum Feldmarschall-Lieutenant Grafen Radetzky begeben wollte, der mich zu Tische geladen hatte.“

„Graf Marsan war also nicht in Paris? bemerkte Josef.“

„Ich zweifle.“

„Sollte er dennoch der Entführer Josefinens sein?“

„Ich denke, wir thun am besten, wenn wir ihn sogleich aufsuchen.“

Kern und Josef machten sich auf den Weg.

Sie fanden den jungen Kavalier in seiner Wohnung, die er in der obersten Etage des Gesandtschaftshotels inne hatte.

Marsan empfing die Eingetretenen mit großer Zuvorkommenheit und redete sie zuerst an.

„Sie kommen mir erwünscht, sagte er, ich war ohnedem gesonnen, heute oder morgen Herrn Kern zu besuchen, um ihm Einiges in Betreff Ihrer Schwester mitzutheilen.“

„Oh, Herr Graf, ich bitte, sprechen Sie, was wissen Sie von ihr, wo ist sie?“

„Es wird Ihnen bekannt sein, daß ich mich für Josefine interessirt habe, und sie immer im Auge behielt. Plötzlich höre ich durch einen meiner Vertrauten, daß ein einflußreicher Mann sie entführt und auf sein Landhaus gebracht habe, ich beschließe sie zu retten und mein Unternehmen gelang. Ich brachte das Mädchen glücklich in meine Kalesche.“

„Und wo ist Josefine?“

„Wo sie sich in diesem Momente befindet; weiß ich nicht; denn sie war so undankbar, in einem Anfalle von

Mißtrauen aus meinem Wagen zu entfliehen, ohne daß ich sie mehr auffinden konnte."

„Was Sie da sagen, Herr Graf, ist nicht möglich!" rief Josef.

Auch Herr Balthasar schüttelte ungläubig den Kopf und sagte:

„Ich habe es in meiner langjährigen Praxis noch nie erlebt, das ein verständiger Vogel so undankbar gewesen wäre, seinem Retter zu entfliehen, es wäre denn, daß dieser Retter —"

Herr Kern räusperte sich, um nicht weiter sprechen zu müssen.

Und dennoch meine Herren ist es so, wie ich sage.

Ich wiederhole meine Zweifel, Herr Graf, und erkläre offen, daß ich Sie für denjenigen halte, der meine Schwester mit Gewalt entführt hat.

Marsan lachte gezwungen und rief: Mich? „Wie kommen Sie auf den barocken Gedanken?"

„Wie kommt es, daß mar mir, als ich mich am Abende der Entführung im Gesandtschaftshotel nach Ihnen erkundigte, die Auskunft gab, Sie seien nach Paris abgereist?"

„Das war ein Irrthum des Portiers. Ich mußte wohl auf der Route nach Paris einem schwer erkrankten Courier einige Stationen entgegen eilen, allein bis nach Paris zu reisen, davon war keine Rede. Ihre Schwester wird sich wohl dieser Tage bei Ihnen wieder einfinden und Sie werden aus ihrem Munde vernehmen, daß meine Angabe richtig ist."

„Ich habe bisher um Josefinens Willen gezögert, von dem Vorfalle eine Anzeige zu machen, nun aber soll mich nichts mehr zurückhalten.“

„Ich rathe Ihnen in Ihrem Interesse, die Sache zu ignoriren. Der Entführer Josefinens ist ein einflußreicher Herr, dessen Verfolgung Sie vernichten würde und der Sie nur dann entgehen, wenn Sie mit Ihrer Schwester ganz in der Stille Wien verlassen.“

„Sie irren, Herr Graf, das werde ich nicht thun, ich erwarte Josefinens Rückkehr und werde dann die nöthigen Schritte thun, um dem Schelmenstücke auf den Grund zu kommen.“

Marsan erröthete und erwiederte:

„Thun Sie, was Ihnen beliebt, mir ist nur um Ihre Schwester leid, die ich aus einer großen Gefahr befreit habe, sie wird das Meiste zu leiden haben.“

Josef und Kern entfernten sich.

„Dieser Herr Graf, nahm der Letztere das Wort, gefällt mir ganz und gar nicht. Wenn es wahr ist, daß er sie aus einer Gefahr befreit hat, warum floh sie aus seiner Kalesche? Es geschah, wie er sagte, in einem Anfalle von Mißtrauen. War das Mißtrauen gerecht oder nicht? Ich hatte einmal eine Maise, die auch in einem Anfalle von Mißtrauen, weil ich sie mit einem Stieglitz zusammen sperrte —“

Josef unterbrach den Pädagogen:

„Ich zweifle nicht mehr, daß der Graf ganz allein seine Hand im Spiele hatte, alle Umstände und Wieder-

sprüche genau erwogen, beweisen eine von ihm gelegte Falle, welcher Josefine jedoch glücklich entkam."

„Ist mir in meiner Vogelpraxis auch schon widerfahren."

„Halten wir uns links, Herr Kern, sonst machen wir einen Unweg."

Der Pädagog lächelte und erwiederte:

„Ganz recht, wir wollen einen kleinen Umweg machen."

„Wozu?"

„Um zu Lady Wilson zu gelangen."

„Herr Kern!"

„Kommen Sie nur mit. Ich hab' der Dame mein Wort gegeben, den Ausreißer wieder zurück zu bringen und Sie werden mich nicht in die unangenehme Lage versetzen, es nicht halten zu können. Ich kam neulich zu der Dame, um mich wegen des amerikanischen Vogels zu erkundigen, dessen Unterricht ich gern übernehmen möchte. Die Dame fragte mich, ob Sie schon gesundet sind? Ich begriff sogleich, daß hier eine kleine Nothlüge gebraucht worden sei und antwortete, daß Sie sich bereits wohl befänden, jedoch von einem Unglücke betroffen worden sind u. s. w. Ihr Ausbleiben ist also ganz entschuldigt und Sie haben keinen Grund, die Dame zu meiden. Man muß dergleichen Verbindungen nicht muthwillig vernachlässigen, denn man weiß nicht, wozu sie Einem nützen können. Darum kommen Sie, kommen Sie."

Josef fügte sich und begleitete den Pädagogen zu Lady Wilson.

Die Dame zeigte sich in der That beim Anblick des jungen Menschen sehr erfreut und sagte scherzhaft drohend:

„Sie haben Ihre Pflicht lange versäumt, junger Herr?“

„Ich bin unglücklich, Mylady.“

„Haben Sie noch keine Spur von Ihrer armen Schwester?“

„Mein erster Verdacht gegen den Grafen Marsan bestätigt sich.“

„Also wirklich, sieh doch, der kleine Taugenichts, er scheint sich für Ihre Schwester sehr zu interessiren; ich bemerke überhaupt, daß Sie beide viel Glück haben, allein weder Sie noch das Mädchen verstehen es zu benützen. Der junge Graf ist sehr reich.“

„Gnädige Frau, ich muß bemerken, daß er niemals ernstlich um Josefinens Hand warb.“

Lady Wilson lachte laut auf und erwiederte:

„Er hat sie entführt, spricht das nicht deutlicher als jede Werbung? Der Besitz des Herzens ist mehr werth als der Besitz der Hand, in der Liebe ist man glücklicher wie in der Ehe, denn man hat die Vortheile der Letzteren ohne deren Nachtheile.“

Josef staunte über die neuen Grundsätze, die er aufstellen hörte, und die seinen Ansichten schnurstraks entgegenliefen.“

Die Dame merkte den Eindruck ihrer leichtfertigen Ansichten und wendete sich zu Balthasar Kern:

„Wie urtheilen Sie, mein Herr, stimmen Sie meiner Meinung bei?“

Der Pädagog verneigte sich und sagte:

„Mylady, ich habe während meiner langjährigen Praxis bei meinen kleinen Schülern vielfache Liebesverhältnisse erlebt, welche sich jedoch erst dann entwickelten, wenn beide in einen Bauer zusammen gesperrt wurden; so oft dies jedoch geschah, waren Männlein und Weiblein für jeden Unterricht untauglich, woraus ich schließe, daß man, um ordentlich abgerichtet zu werden, sich nicht vermälen darf.“

„Sind Sie schon vermält?“

„Ich bin, mit Ihrer Erlaubniß, Mylady, noch Hagestolz.“

„Sie huldigen demnach meinen Grundsätzen?“

„Ich muß dies Opfer meiner Kunst, meinem Stande bringen.“

„Ihrer Kunst? Ihrem Stande? Wie so?“

„Wär' ich vermält, Mylady, könnte ich den zahlreichen Einladungen, die mir vom hohen und höchsten Adel täglich zu Theil werden, nicht Folge leisten, ohne die Eifersucht meiner Frau zu erregen, weiter könnte ich meinen Schülern nicht meine ganze Aufmerksamkeit widmen, denn eine Gattin will doch auch beobachtet sein, es ist daher besser, wenn ich allein bleibe. Gnädige Frau, darf ich mir eine Frage erlauben?“

„Sprechen Sie?“

„Haben Sie wegen des Amerikaners schon einen Entschluß gefaßt?“

„Noch nicht!“

„Bedauere, aus dem Thiere hätte sich was machen lassen. Ich habe dem Fräulein Pauline schon sehr viel von diesem Vogel erzählt.“

„Wer ist dieses Fräulein?“

„Die Geliebte des Herrn Josef, entgegnete der Pädagog trocken, ohne zu ahnen, welch Unheil er damit anrichte.“

Der junge Mensch wurde purpurroth, Lady Wilson zuckte zusammen, ließ ihren durchbohrenden Blick auf ihm ruhen und sagte spöttisch:

„Sie scheinen Ihre Kinderschuhe gar zu plötzlich verlassen zu haben. Vor Kurzem behaupteten Sie noch, es sei in Ihrem Alter besser, an eine Mutter als an eine Geliebte zu denken, und heute sind Sie schon verliebt.“

Josef stammelte einige vertheidigende Worte, die ihn aber noch schwerer beschuldigten.

Die Dame verzog ironisch den Mund und erwiederte mit einer nicht zu verkennenden Gereiztheit:

„Sie waren listig genug, sich durch das Aushängeschild der Unschuld interessant zu machen, nun dieses zerstört ist, widert die Lüge um so stärker an. Was ich für Unerfahrenheit hielt, war Berechnung, um diese zu finden, braucht man nicht hinabzusteigen. Ich wünsche Ihnen viel Glück, von heute an werde ich, um Sie der Zeit nicht zu berauben, keine Musikstunde mehr nehmen.“

Eine Handbewegung der Lady verabschiedete die Herren und Herr Balthasar hörte nicht auf kopfzuschütteln.

„Junger Freund, sagte er, ich fürchte, ich habe einen dummen Streich begangen.“

„Trösten Sie sich, Herr Kern, Sie haben ohne es zu wollen, mir eine große Verlegenheit erspart.“

„Die Engländerin scheint für Sie eingenommen, es thut mir leid, daß ich Ihnen —“

„Ach, hören Sie auf. Sie ist bereits die Geliebte eines Anderen.“

„Was liegt daran? Eine Frau kann im Nothfalle auch zwei Liebhaber besitzen: ich habe einmal ein Zeischen mit zwei Stieglitzen eingesperrt und das Zeischen hat sich recht wohl dabei befunden, die Stieglitze freilich, die haben oft gerauft, daß die Federn in der Nachbarschaft umherflogen, das brachte ihnen jedoch keinen Schaden.“

Der Pädagog hörte nicht auf, Fälle aus seiner langjährigen Praxis zu erzählen, bis sie zu Hause anlangten, wo ihnen eine angenehme Ueberraschung zu Theil werden sollte.

Schon an der Thüre hörten sie drinnen eine Männerstimme, welche ihnen bekannt schien.

Beim Eintritte erblickten sie Herrn Johann Sinzinger, den Landwehrmann, und Josefine flog mit einem Freudenruf dem Bruder an den Hals.

Die Geschwister hatten Mühe ihre Freudenthränen zu stillen.

Kern rieb sich vergnügt die Hände, der Landwehrmann war nicht minder vergnügt und rief:

„Es freut mich, daß ich den Kindern beweisen konnte, daß ich ein braver Mann und kein boshafter Mensch bin!“

Frau Agnes und Pauline nahmen an der Scene den herzlichsten Antheil.

Die Mittheilungen Josefinens setzten Alle in Staunen.

Sie schilderte ihren Aufenthalt im Landhause und die Flucht aus dem Wagen. Sie flüchtete sich in das nächstgelegene Bauernhaus und fand dort Schutz und Aufnahme. Daß Graf Marsan sie nicht verfolgte, galt ihr als ein Beweis seiner Schuld. Ein Unwohlsein zwang sie, ein Paar Tage zu verweilen, der Landmann hatte versprochen, sie dann in seinem Wagen nach Wien, wohin er Wein zu führen hatte, mitzunehmen. Zum Ueberfluß führte der Zufall den Landwehrwirth in den Ort, wo er stets seine Weineinkäufe besorgte und er nahm Josefine mit sich, um den Kindern seine freundschaftliche Theilnahme zu beweisen.

Dieser Liebesdienst wog indessen weniger wie einige Mittheilungen, welche er machte und die klar herausstellten, daß die Entführung durch Veranlassung des jungen Grafen geschehen sei, daß er diese Entführung blos veranstaltete, um eine Rettungscomödie in Scene zu setzen, welche ihm Josefine ohne Gefahr in die Hände liefern sollte. Er gedachte, sie, wenn die Dankbarkeit des Mädchens ihre Früchte trug, in der That nach Paris mitzunehmen.

Die Entrüstung der kleinen Gesellschaft wendete sich nun gegen den Franzosen, auch Josefinens Theilnahme für Marsan war verschwunden, seitdem ihr die Ueberzeugung seiner unlautern Absichten geworden war.

Alle stimmten darin überein, Josef von Kern und dem Landwehrmanne begleitet, mußten sich schon am nächsten Tage zu Marsan begeben, um ihn am Ernstlichsten zur

Rechenschaft zu ziehen und dann bei den Gerichten eine weitere Genugthuung zu suchen.“

Josef war über die Wiedervereinigung mit der Schwester so erfreut, daß er der unangenehmen Scene bei Lady Wilson gar nicht mehr gedachte und der Abend verstrich Allen angenehm rasch, da die Begegnisse Josefinens zur Unterhaltung Stoff genug boten.

Das Kleeblatt begab sich am anderen Tage in die Johannesgasse, um bei Graf Marsan vorzusprechen, traf ihn jedoch nicht an, denn diesmal war er in Wirklichkeit nach Paris abgereis't.

Der junge Blondin hatte es für räthlich erachtet, Wien schleunigst in aller Stille zu verlassen, damit er mit Herrn von Hager in keinen Konflikt gerathe, der ihm in seiner ferneren diplomatischen Laufbahn keineswegs förderlich gewesen wäre.

Die wirkliche Abreise Marsans überhob die Zwillinge aller weitern Schritte, Josef war von der Gefahr befreit, die ihm bei der Engländerin, Josefine von derjenigen, welche ihr von dem Franzosen drohte, Beide hatten sich mit den Landwehrleuten ausgesöhnt und sahen, nun durch mannigfache Erfahrungen bereichert, ehe sie Schaden gelitten hatten, der Zukunft getrost entgegen.

Viertes Kapitel.

Kannegießereien.

Einen Moment lang hatte es den Anschein, die zwischen den Kongreßmächten eingetretene Spannung werde aufhören, allein die Verhandlungen zogen sich wieder straffer und so wie Rußland trat auch Preußen in den Vordergrund.

Alexander sollte als König von Polen proklamirt werden, die schönsten polnischen Landstriche und das Herzogthum Warschau waren seinem Reiche einverleibt, das Thor des Westens sollte ihm somit geöffnet stehen.

Kaum hoffte man die Zweifel über die polnische Frage gelöst zu sehen, so drängte sich die sächsische um so mehr hervor, und der Widerstand, den Preußen bei seinen Ansprüchen fand, erbitterte dieses so, daß es bereits hieß, Fürst Hardenberg werde abreisen und Preußen jede Theilnahme am Kongresse aufgeben.

In den preußischen Kreisen begann eine Erbitterung Platz zu greifen, welche in Berlin einen lauten Wiederhall fand.

Ueberall, wohin der Saus der Wiener Feste nicht drang, fühlte man die Unbeweglichkeit und Langsamkeit der Kongreßverhandlungen in ihrer ganzen Wucht, aber

vielleicht nirgends spottete man so sehr darüber, wie in der preußischen Hauptstadt.

In Wien wurden wieder Kriegsgerüchte laut, und in Berlin sprach man es ohne Scheu aus, nicht Hardenberg, sondern Blücher müsse die Sache führen, d. h. nicht die Feder, sondern das Schwert werde entscheiden.

Die Stimmung des preußischen Kreises wiederhallte in einer kriegerischen Fanfare Stägemanns: „Die Fahne Brandenburgs, mein Lied, — Die schwinge noch einmal — Und noch einmal, erzürnt Gemüth, — Ergreif' den tapfern Stahl!“ ein Gedicht, welches zwar nicht gedruckt wurde, aber in unzähligen Abschriften cirkulirte, in welchem es unter Anderem hieß: „Die Hunde Frankreichs, noch nicht heil — Von Wunden unserer Jagd. — Auf, Kugelnblitz! Auf, Lanzenpfeil! — Die Hunde wollen Schlacht!“

Das falsche Spiel des Herrn von Talleyrand verletzte die Preußen sehr hart, sie sprachen es ohne Scheu aus, er habe vom Könige von Sachsen, der in Preßburg den Beschlüssen über sein Reich entgegenharrte, drei Millionen Thaler erhalten, um am Kongresse seine Interessen zu vertreten.

Das kriegerische Lied Stägemanns mit seinen Schlußzeilen: „Was sie geschürzt, das Eisen soll's — Auf ihrem Kopf zerhau'n!“ klang beengend in die Munterkeit der Feste und furchtbar in das diplomatische Geflüster, mit Schrecken gewahrte man, wie seit einigen Tagen der von Berlin angelangte Turnermeister Jahn bei Hardenberg ein- und ausging, eine Kerngestalt in altdeutscher Tracht,

mit einem mächtigen Vollbart, langem Haar, und einem trotzigen Wesen, ein Mann von großem Einfluß bei der Turnjugend, auf dem Kongreß aber ein Schreck-, ein Wettervogel, der sich unter der fein geschniegelten, nach französischer Sitte zugeschnittenen Diplomatie ausnahm, wie ein Stier mitten in einer Apotheke.

Die se Tage, wo auf dem Kongresse Zwist und Verwirrung einen hohen Grad erreichten, waren für die Kannegießer und Neuigkeitskrämer auf dem Graben die herrlichsten, da regnete es Neuigkeiten in Hülle und Fülle, da gab es Pläne, Konjunkturen, Scherzworte und Medisancen.

Im Caffé auf dem Graben treffen wir wieder viele unserer Bekannten.

Man spricht von der Schlittenpartie, deren Wiederholung am Tage vorher stattfand.

Die Fahrt beschränkte sich aber nur auf den Prater, wie ich gehört habe bemerkte einer der Anwesenden.

So ist es, lautete die Antwort, lief aber diesmal nicht ab ohne einen unangenehmen Zwischenfall. Auf der Rückfahrt langte der von Fackeln begleitete Festzug unter Schellenklingel und Trompetengeschmetter eben in der Rothenthurmstraße an, als aus einer Nebengasse eine lange Menschenreihe herüberbiegt, welche einen Todten zur letzten Ruhe begleitete. Die glänzende Gesellschaft ist bemüßiget Halt zu machen, Schellen und Trompeten verstummen, man hört das wehmüthige Trauergeläute und den Todtensang, die Herren entblößen die Häupter und lassen den Leichenzug vorüber gegen St. Stefan ziehen. Dieser Kontrast wirkte sehr unangenehm!

„Das ist leicht begreiflich," ergriff ein Anderer die Rede, „wenn man ein bischen abergläubisch ist, kann man solche Begegnungen als böse Vorzeichen ansehen."

„Ah, bah, wer wird an dergleichen Alfanzereien glauben? Man thut am klügsten, sich an die Gegenwart zu halten."

„Das heißt an den Karneval."

„Oder an die Diebstähle?"

„Welche Diebstähle?"

„Dem Grafen Wrbna sind Diamanten von außerordentlich hohem Werthe gestohlen worden, man spricht von Diebsbanden, die so klug organisirt sind, daß sie der Polizei spotten."

„Da heißt es das Eigenthum wahren, damit man nicht die üble Nachrede davontrage, man sei auf dem Wiener Kongreß um das Seinige gekommen."

„Haben Sie schon gehört, Genua gibt sich ungeachtet der bekannten Entscheidung, die ihm von Herrn von Metternich eröffnet wurde, noch immer nicht überwunden und wendet sich nun mit seinen Forderungen direkt an den Kaiser Franz."

„Auch die Schweiz reklamirt, hat jedoch Hoffnung erhört zu werden."

„Wie so?"

„Einer ihrer Vertreter, General Laharpe, war der Lehrer Alexanders und steht zu diesem in vertraulichen Beziehungen."

„Ist dies derselbe Laharpe, welcher nach einem Auf-

stande im Kanton Waadt gefangen und bereits zum Tode verurtheilt war?"

„Derselbe. Kaiser Paul I. nannte die Genfer Revolution einen Sturm im Wasserglase, bei einem solchen Sturm war es, wo Laharpe's Partei unterlag und er gefangen und abgeurtheilt wurde."

„Gendarmen eskortirten ihn nach dem Orte, wo er erschossen werden sollte."

„Der Weg führte sie an einem Wirthshause vorüber, der General ersucht seine Begleiter, ihm dort einige Erholung zu gönnen."

„Er wird auf ein Zimmer gebracht, dessen Oertlichkeit er genau kennt."

„In einem Momente, wo er weniger beobachtet wird, öffnet er das Fenster, springt hinunter und fällt aus dem Kanton Waadt in den von Freiburg."

„Die Soldaten wagen nicht, ihn dahin zu verfolgen, seine Flucht gelingt und heute ist er hier auf dem Kongreß, um wer weiß was, zu reklamiren."

„Wissen Sie, wie man das nennt, was man vom Kongreß begehrt?"

„Wie?"

„Schadloshaltung! Jeder Souverän will schadlos gehalten sein." „Jeder? Auch Dänemark?"

„Ei freilich, König Friedrich scheint bereits zu merken, daß er Wien ohne irgend eine Bereicherung werde verlassen müssen."

„Hat er sich bereits gegen Jemanden darüber geäußert?"

„Im Scherz gegen den Kaiser Alexander. Bei den Kongreßkonferenzen wird die Größe der Länder bekanntlich nach der Anzahl der Seelen oder Einwohner abgeschätzt.“

„Sire,“ schmeichelte der Czar neulich dem Könige von Dänemark, „wenn Sie über kurz oder lang Wien verlassen, Sie werden alle Herzen mit sich nehmen!“

„Die Herzen vielleicht, aber keine einzige Seele!“ antwortete Friedrich mit einem boshaften Lächeln.

„Gut geantwortet.“

„Ah, da kommt Isabei.“

„Guten Morgen, meine Herren.“

„Woher des Weges?“

„Von Herrn von Humboldt.“

„Nun, sind Sie endlich mit ihm zu Stande?“

„Gottlob, es hat Mühe genug gekostet. Der Baron wollte sich, angeblich wegen seiner Häßlichkeit, unter keiner Bedingung malen lassen, er verweigerte sogar einer Prinzessin sein Porträt.“

„Als ich das erste Mal bei ihm erschien und ihm sagte, daß ich ein großes Bild male, auf welchem alle Bevollmächtigten des Kongresses gruppirt sein werden, auf dem folglich auch Seine Excellenz figuriren mußte, sah er mich mit seinen großen blauen Augen scharf an und sagte:“

„Mein Herr, betrachten Sie mich aufmerksam und gestehen Sie mir, ob es sich der Mühe lohnt, für das Porträt eines solchen Gesichtes auch nur einen Sous herzugeben?“

„Euer Excellenz,“ entgegnete ich überrascht, „ich denke gar nicht daran, mich für die angenehme Mühe bezahlen

zu lassen, Sie dürfen mir nichts schenken, als einige Sitzungen."

„Wenn's sonst nichts ist, zu Sitzungen hat man mich hier am Kongreß schon gewöhnt, einige mehr oder weniger, daran liegt nichts. Ich sitze so oft und so lange Sie wünschen, geniren Sie sich nicht; aber von meinem Grundsatze, für mein Gesicht nichts zu zahlen, kann ich nicht abgehen."

„Dabei blieb es."

Das Porträt wurde fertig.

„Heute zeigte es der Baron in meiner Gegenwart mehreren Freunden und sagte:

„Hier mein Porträt. Ich habe keinen Pfennig gezahlt, dafür hat sich Isabey zu rächen gewußt. Er hat mich ähnlich gemacht."

Allgemeine Heiterkeit.

„Der Preuße hat Humor."

„Was noch mehr ist, auch Geist."

„Ah, Graf Wasili, was bringen Sie Neues?"

„Wissen Sie, daß Kosczinsko zum Kongreß kommt."

„Wirklich?"

„Ich war eben bei der Gräfin Rzewuska. Ich erwarte nächstens Kosczinsko in Wien," sagte sie zu einigen der polnischen Freunden, „unsere Pariser Freunde bewogen ihn zur Hieherreise, er wäre schon eher gekommen, hätten ihn nicht Interessen des Vaterlandes daran ge-

hindert. Alexander schätzt ihn hoch, seine Rathschläge werden bei ihm von Gewicht sein *)."

„Die Gräfin zeigte uns die Kopie eines Briefes, den Kosciusko von Paris aus an Alexander richtete. Er bittet darin den Monarchen, Polen eine unumschränkte Amnestie zu bewilligen, und legt ihm die Errichtung von Schulen und Abschaffung der Leibeigenschaft ans Herz."

„Wer ist nicht stolz, der Landsmann eines solchen Mannes zu sein?" nahm Nostiz das Wort; „sein Name ist aber auch gekannt und geehrt wie der von wenigen Polen."

„Im letzten Kriege kam ein Kosakentrupp, um eine Hütte zu plündern."

„Ein greiser Mann tritt den Wilden entgegen, zeigt seine narbenbesäete Brust und ruft:

„Soldaten, ihr werdet das Asyl eines alten Kriegers verschonen, oder Ihr entehrt Euch durch ein Verbrechen!"

„Wer bist Du, der Du unsere Sprache redest und es wagst, mit uns so zu sprechen?"

„Ich bin Kosciusko!"

„Die Kosaken stürzten bei diesen Namen zu seinen Füßen, neigten die Stirne zur Erde und baten den Helden um Verzeihung."

*) Kosciusko kam bekanntlich zu spät nach Wien, traf jedoch mit Alexander in Braunau zusammen, wo er eine lange Audienz hatte, bei welcher der Czar denkwürdige Worte sprach, die eine Beistimmung zu den Wünschen seiner neuen Unterthanen aussprachen.

„Als der General Platow hievon Kunde erhielt, sandte er zu Kosczinsko's Wohnung eine Ehrenwache."

„Wenn Polen durch den Verband mit Rußland in die Reihe der Königreiche zurück versetzt wird, so verdankt er das vorzüglich dem hier anwesenden Fürsten Adam Czartorinsky."

„Seit dem Sturze Napoleons, der ihre Hoffnungen so arg täuschte, sind die Augen der Polen auf Alexander gerichtet. Von ihm, der im Rathe der Fürsten als der Vorkämpfer für die Freiheit deutscher Völker auftritt, erwarten sie die Herstellung ihrer früheren Unabhängigkeit."

„Auf seiner Reise hieher hielt der Czar in Pulawi, dem Wohnsitze der Familie Czartorinsky an."

„Die Fürstin Mutter, deren beide Söhne Adam und Constantin, dann ihre Töchter, die Prinzessin von Würtenberg und die Gräfin Zamoiska, empfingen den Monarchen auf's Glänzendste, und dieser zeigte wieder eine hohe Achtung für den Prinzen Adam."

„Es hieß auch eine Weile, der Czar gedenke ihn statt des Fürsten Nesselrode zum Minister der auswärtigen Angelegenheiten zu ernennen."

„Davon ist jetzt keine Rede mehr, dagegen versichert man, es sei dem Prinzen Adam das Vicekönigthum in Polen zugedacht."

„Ich zweifle an der Bestätigung dieser Gerüchte, sagte der Fürst Koslowsky lächelnd; die polnischen Patrioten hoffen vielleicht zu viel, vielleicht mehr als Alexander zu leisten gewillt oder auszuführen im Stande ist. Ist es denkbar, daß Polen unter russischem Scepter sich wieder un-

ter die Reihen der Nationen erhebe, oder ist es nicht wahrscheinlicher, daß es von den unermeßlichen Grenzen unseres Reiches verschlungen werden würde, sowie die Wasser eines Stromes, der in den Ocean fällt? Der Czar mag es in diesem Momente noch so aufrichtig meinen, wer unsere Verhältnisse genau kennt, wird wissen, daß er mit dem besten Willen eine schwer durchzuführende Aufgabe unternahm."

„Ich weiß bereits von einer Staatsschrift des Herrn von Pozzo di Borgo zu erzählen, in welcher er darthut, daß eine Unabhängigkeit Polens nicht denkbar und nur eine Einverleibung in Rußland möglich ist."

„Wie kommt Herr von Pozzo dazu, gegen Polen feindlich aufzutreten? Hat er schon vergessen, daß Fürst Adam Czartorisky es war, der ihn bei seiner Ankunft in Rußland aufnahm und ihm den Weg ebnete, den er nun gemächlich hinansteigt? War es demnach nicht ein Pole, welcher ein Schutzengel des diplomatischen Lehrlings wurde?"

„Herr von Pozzo ist ein Korse, er kennt die Vendetta, aber die Dankbarkeit ist ihm fremd; wer in der Politik auf Dankbarkeit zählt, ist ein doppelt betrogener Mann."

„Die Thüre des Caffé's flog auf."

„Heraus, meine Herren, heraus! rief eine Stimme hinein."

„Was gibt es?"

„Der Herzog von Wellington wird vorüberfahren!"

Die Halle hatte sich im Nu entleert.

Alles stürzte hinaus, um den neuesten Kongreßgast anzustaunen.

Fünftes Kapitel.

Der eiserne Herzog.

Was mußte es für ein Mann sein, dessen Ankunft selbst das Fest-Geräusch der Wiener Fürstentage durchdrang, dessen Erscheinen selbst hier, wo der Glanz und die Macht des Welttheils sich zusammen fand, Aufsehen erregte?

Es war Lord Arthur Wellesley Herzog von Wellington, „der eiserne Herzog," wie ihn das Volk jetzt nennt, eine Bezeichnung, die zum Theil der Konsequenz seines Charakters ihre Entstehung verdankt, zum Theil aber auch den eisernen Fensterbalken, mit denen Apsley-House geschlossen wurde, als der erbitterte Pöbel dem Premierminister Wellington die Fenster einwarf, welche Eisenbalken, seitdem (1832) nicht wieder geöffnet worden sind.

Das Aufsehen, welches die Ankunft des Herzogs in Wien erregte, war eine Thatsache; mochte es seiner Persönlichkeit, oder dem glücklichen Feldherrn, oder dem nun-

mehrigen Bevollmächtigten Englands gelten, oder endlich dem Drange nach Neuem seinen Ursprung verdanken, gleichviel, es offenbarte sich allerorts, sogar auf der Börse, wo seine Ankunft ein bedeutendes Spiel in Staatspapieren veranlaßte, was in wenigen Tagen Gewinnste und Verluste von mehreren Millionen zur Folge hatte, um die Derwische dieses Spieles zu Millionären oder Bettlern zu machen.

Donnerstag am 2. Februar langte der Sieger von Busaco, Salamanca, Vittoria und Toulouse in Wien an und schon am folgenden Tage erschien er bei seinem Bankier Herz beim Diner, wo er sich selbst zu Gast geladen hatte.

Der Salon des Bankiers vereinigte an diesem Tage die ganze hohe Diplomatie, welche sich einfand, den Feldherrn der Coalition zu begrüßen.

Fürst Metternich, Talleyrand, Castlereagh, Löwenhjelm, Cathcart, Palmella, General Koller, der eben mit den beruhigendsten Nachrichten von Elba zurückgekehrt war, Gentz, Tzernitscheff, Nostiz und einige Andere waren anwesend.

Dieses erste Auftreten geschah also in einem Privatzirkel, wo es nur wenigen Auserwählten gegönnt war, den edlen Herzog zu begrüßen; aber schon am andern Tage verbreitete sich die Kunde, der Herzog von Wellington werde am Abende die Redoute, es war bereits die vierte in diesem Karneval, besuchen und dies genügte, acht- bis zehntausend Menschen herbei zu locken.

Die Neugierde war auf den höchsten Grad gestiegen,

alle Welt wünschte den Mann zu sehen, den das Waffenglück zu seinem Lieblinge erkoren hatte, dessen Ausdauer und Beharrlichkeit gegen das Genie des gestürzten Kaisers zu kämpfen gewußt hatte; eine Stimme schien durch die Luft zu ziehen, welche verkündete, daß der Glücksstern dieses Mannes in Kurzem noch einmal leuchten werde, wo es den letzten großen Kampf gegen den Mann des Jahrhunderts gelten sollte.

Die Redoutensäle erstrahlten im festlichen Glanze und Tausende wogten durch die herrlichen Räume; alle Pracht, alle Schönheit blieben aber heute unbeachtet, denn sie waren durch den Kongreß alltäglich geworden, heute schien man nur Eines Mannes wegen hier zu sein und dieser Eine war noch nicht erschienen.

„Ah, Herr Hauptmann von Mayern, wie kommen Sie in dies Gewühl?“

„Dieselbe Frage könnte ich an Sie richten,“ lieber Doktor.

„Ich war bei Schlegel und da erfuhr ich . . .“

„Daß Wellington die Redoute besucht, eben so erging es mir, mit dem Unterschiede jedoch, daß ich von Adam Müller komme.“

„Werden wir vielleicht wieder im „Beobachter“ eine dithyrambische Schilderung des heutigen Abends zu lesen bekommen?“

„Ich denke nicht; man muß diese Insulaner nicht zu hochfahrig machen, da sie sich ohnedem auf ihre Guineen zu viel einbilden.“

„Nun, lieber Doktor, was ist's mit Ihrer Ode an den Kaiser Franz, werden wir sie bald im Drucke lesen?"

„Nein," antwortete Doktor Koreff, „man hat mir das Gedicht verboten."

„Nicht möglich, solch' patriotische Verse!"

„Und doch ist es so! Ich las die Ode im Salon des Fürsten Metternich, im Salon des Fürsten Schwarzenberg und sie wurden überall mit ungetheiltem Lobe angehört, sogar Herr von Gentz drückte mir die Hand und sagte, das Gedicht würde nicht verfehlen, patriotische Echo's zu erwecken. In Folge dieser Aufmunterungen verständigte ich mich mit Strauß wegen der Drucklegung, aber siehe da, das Imprimatur ward verweigert."

„In der vollen Ueberzeugung, die Weigerung beruhe auf einem Mißverständnisse oder rühre von einem Subalternbeamten her, begab ich mich zum Hofrath Hager."

„Der Empfang war der zuvorkommendste."

„Es ist mir bekannt, lieber Herr Doktor," sagte er, „daß Sie den Musen mit eben so vielem Glücke huldigen wie dem Aeskulap. Ihre Ode ist ein kleines Meisterstück, aber gedruckt darf sie nicht werden."

„Herr Hofrath werden vergeben, wenn ich es wage, nach der Ursache zu fragen?"

„Die Ursache liegt im Gedichte selbst. Der patriotische Enthusiasmus in Ihrer Ode ist ein wenig zu laut; der patriotische Enthusiasmus ist eine schöne Tugend, wenn aber die Tugenden zu laut werden, bringen sie denselben Nachtheil wie andere schlimmen Eigenschaften."

„Aber Herr Hofrath, Se. Durchlaucht der Fürst Metternich . . . .

„Haben die Ode vortrefflich gefunden, weiß es bereits.“

„Auch die Gesinnung.“

„Will es gerne glauben, auch die Gesinnung ehrt den Verfasser, aber meine Pflicht ist es nun einmal, jede Stimme, ob für oder wider, sobald sie zu laut wird, zu dämpfen.“

„Bei diesem Bescheide bleibt es.“

„Die Ansichten des Herrn von Hager sind in der That originell, übrigens habe ich gehört, daß er ehestens in Ruhestand versetzt werden soll, das Komplot zur Entführung des jungen Napoleon scheint einige Blößen aufgedeckt zu haben.“

„Ah, Herr Isabey.“

„Ihr Diener meine Herren, Sie hoffen vermuthlich den Herzog zu sehen, er wird schwerlich vor einer Stunde kommen, er war eben in meinem Atelier.“

„Bei Ihnen? Sie Glücklicher!“

„Erzählen Sie, schildern Sie!“

„Treten wir bei Seite, damit wir dem Gedränge nicht ausgesetzt sind. So — nun kann ich ungestörter sprechen. Was den Herzog von Wellington anbelangt, so will ich von seiner Erscheinung nicht sprechen, Sie werden ihn selbst sehen und eine mündliche Schilderung würde den ersten Eindruck schwächen. Ich will Ihnen nur mittheilen, was den Feldherrn zu mir führte. Er kam in Angelegenheit meines „Kongreßbildes“, in dem er nun ebenfalls einen Platz einnehmen wird. Das Bild war anfänglich, nur eine

Sammlung von Porträts zu werden, ist aber zu einem Tableaux oder ohne Eitelkeit gesprochen, zu einem „historischen Gemälde“ herangewachsen.“

„Die Mitte nimmt Lord Castlereagh ein, den Arm auf ein Fauteuil gestützt, nahe bei ihm ist Herr von Talleyrand, dann kommen die anderen Bevollmächtigten des Kongresses, gruppirt um den grünen Tisch im Konferenzsaale der Staatskanzlei.“

„Der Raum des Bildes ist vertheilt, die Gruppe gebildet, das Gemälde beinahe vollendet, da kommt die Aufgabe, in diesem Gemälde noch eine Person, den Herzog von Wellington, anzubringen.“

„Er ersetzt Lord Castlereagh am Kongresse, folglich darf er in meinem Bilde nicht fehlen, aber wohin mit dem guten Herzog, damit er den Effekt oder die Bedingungen der Kunst nicht störe.“

„Das Hinzufügen einer neuen Person bei einem bereits entworfenen Gemälde ist in der Malerei dasselbe wie in der Medizin ein Nasenpolypenschnitt, unter Hunderten gelingt einer.“

„Von der gegebenen Aufgabe gedrängt, verfiel ich auf den glücklichen Gedanken, auf dem Bilde den Moment zu veranschaulichen, wo Wellington bei der Versammlung eingeführt wird, dadurch wurde es mir möglich, ihn in eine Ecke des Bildes zu drängen, wo man von ihm freilich nicht viel mehr als sein Profil zu sehen bekommt, wo er aber die Konzeption des Bildes ganz und gar nicht stört.“

„Von dem Allen weiß nun der Herzog nichts, er

kam zu mir, besah das Bild, ließ sich den Platz zeigen, den er einnehmen werde, und als ich auf die Ecke hinwies und seinen Kopf skizzirte, wurde er ungehalten und bezeigte mir ganz offen sein Mißvergnügen, sich so in einen Winkel des Gemäldes verbannt zu sehen."

„Ich hütete mich, ihm die Nothwendigkeit auseinander zu setzen, sondern erwiederte mit einer Fassung, die ich jetzt noch bewundere:

„Ew. Durchlaucht, es ist mir ein Leichtes, Sie irgend einen anderen Platz einnehmen zu lassen, sobald Sie es nur wünschen, allein ich mache Sie darauf aufmerksam, daß das Porträt Ew. Durchlaucht im Profil eine vollkommene Aehnlichkeit mit dem Kopfe Heinrich IV. hat."

„Wenn es dem so ist, unterbrach mich der englische General sichtbar geschmeichelt, dann bin ich mit Ihrer Anordnung zufrieden."

„Mir fiel ein Stein vom Herzen, und die alte Wahrheit, daß kein Mensch so stark ist, daß er nicht seine Schwächen habe, fand seine neueste Bestätigung."

Die Herren lachten und mischten sich wieder in die Wogen der maskirten und unmaskirten Menge, welche noch immer dem Idol des Abends entgegen harrte.

Ein Venetianer stand allein an einen Pfeiler gelehnt und war in dem Anblicke des sich rastlos umhertreibenden Gewühles vertieft, da nahte sich ihm ein Pilger, tippte mit dem Zeigefinger seine Schulter und flüsterte ihm zu: „Elba!"

Bei diesem Worte richtete sich der Venetianer auf, musterte den Pilger und sagte:

„Was begehrst Du? Wer bist Du?"

„Ich bin ein Franzose wie Du."

„Kennst Du mich?"

„O ja, Dein Name ist Achille Montferon."

„Und der Deine?"

„Ist ein Geheimniß."

„Kein Franzose darf sich scheuen, seinen Namen zu nennen."

„Es genüge Dir, wenn ich Dir sage, daß Du mich kennst."

„Was willst Du von mir?"

„Leih' mir Deinen Arm, begleite mich und Du wirst hören, was ich Dir mitzutheilen habe."

Achille that, wie der Pilger wünschte und Beide spazierten in einen der entlegenen Corridore, wo sie sich ungestört unterhalten konnten, da fast sämmtliche Gäste die Hauptsäle wegen des erwarteten Herzogs nicht verließen.

Achille's unbekannter Begleiter eröffnete zuerst die Unterhaltung.

„Deine Sendung ist mißlungen," sagte er.

„Du weißt?...."

„Ja, ich weiß, denn ich zähle zu den Deinen. Ich nenne Dir die drei Worte: „Wien, Paris, Elba!" damit Du erkennest und mir vertrauest."

„Wenn Du wirklich unterrichtet bist, so wird es Dir

auch bekannt sein, daß das Mißlingen der Sendung nicht meine Schuld sei."

„Ich weiß es und deßhalb vertrau' ich Dir noch. Die Gelegenheit ist da, Du kannst Dem, den Du verehrst, einen anderen, fast eben so wichtigen Dienst erweisen, wie der früher Bestimmte war. Was ich Dir mitzutheilen habe, ist die Entdeckung eines wichtigen Geheimnisses, Umstände erheischen es, daß Du den Namen desjenigen, der es Dir mittheilt, nie erfährst; wenn ich mich näher erkläre, wirst Du diesen Zwang gerechtfertiget finden."

„Der erbittertste Feind des Kaisers am Kongresse ist Herr von Pozzo di Borgo, diese Feindschaft ist um so gefährlicher, da dieser unwürdige Landsmann Napoleons auf Alexander nicht ohne Einfluß ist."

„Seit der Eröffnung des Kongresses war schon öfters die Rede davon, dem Kaiser ein anderes Exil anzuweisen; vor einigen Tagen erschien Napoleons Todfeind bei Alexander, zeigte ihm Briefe aus Italien, in welchen behauptet wurde, man habe in Genua, Florenz und an mehreren Küstenpunkten geheime Boten des Kaisers Napoleon aufgefangen, welche klar beweisen, daß Napoleon mit Frankreich in Verbindung stehe, daß er auf Elba keineswegs so unthätig sei, als er sich den Anschein gebe. Herr von Pozzo sprach sehr eindringlich mit dem Czar und rief dem Monarchen im Eifer der Rede zu: Europa wird nicht eher sicher sein, als bis es zwischen sich und diesen Mann den Ocean gelegt hat!"

„Den Ocean," erwiederte Alexander aufmerksam, „und wohin denken Sie, daß er gebracht werde?"

„Nach Saint Helena, Sire, dort übernehme England seine Bewachung, dort ist er gefahrlos!"

„Es ist sehr wahrscheinlich, daß Herr von Pozzo in diesem Sinne auch bei Anderen agitirt hat."

„Kaiser Alexander, der mit dem Prinzen Eugen in sehr vertrauten Verhältnissen lebt, theilte ihm den angeregten Plan mit und der Prinz befindet sich in der höchst unangenehmen Alternative, entweder das Zutrauen des kaiserlichen Freundes zu verrathen, oder anderseits seinen Stiefvater, dem er seine Größe verdankt, von einer drohenden Gefahr ungewarnt zu lassen. Mehr zu sagen ist mir nicht gestattet; was Dir zu wissen nothwendig ist, hast Du erfahren, was Dir zu thun übrig bleibt, brauch' ich Dir nicht erst auseinander zu setzen."

Achille faßte den Pilger heftig an der Hand und sagte entschlossen:

„Wer Du auch immer sein magst, ich weiß, was ich zu thun habe. Nur eine Frage beantworte mir: Hat Er Dich gesendet?"

„Forsche nicht, Dir genüge, was Du erfuhrst. Leb' wohl."

Die Pilgermaske ließ sich nicht länger zurückhalten, dem Venetianer erübrigte nichts, als sie gewähren zu lassen und in die Säle zurück zu eilen; er langte eben an, um Zeuge eines Gedränges zu sein, welches sich um eine eben eingetretene Gruppe von drei Personen bildete.

Rechts befand sich eine uns bekannte Dame, Lady

Castlereagh, links ein uns, wie nicht minder den Wiener Fiakern bekannter Held, Lord Stewart, und in der Mitte . . . wenn wir es auch nicht verriethen, Tausende in dem Redoutensaale rufen es einander fast laut zu: „Ah, der Herzog von Wellington!“ oder „Dort ist Er!“ oder „Wirklich! der Lord Wellington!“

Lady Castlereagh schien unter den Huldigungen, die doch nur ihrem gefeierten Landsmanne galten, um sechs Zoll größer zu werden, Stewart, in seiner scharlachrothen Uniform, schritt einher wie ein Pfau, und Wellington, es war offenbar, er fühlte sich von dieser allgemeinen Huldigung geschmeichelt, aber er nahm sie auf ohne einen Ausdruck von Eitelkeit.

Seine große Gestalt, gehoben durch eine entschieden militärische Haltung, gewährt einen imponirenden Anblick, er trägt die ordenbedeckte Brust frei nach echt soldatischer Sitte; der bewegliche Falkenkopf auf hoher weißer Kravatte zeigt eine majestätische Stirn, eine römische Nase und einen frischen Blick, dem zwar jetzt, in seinem fünfundvierzigsten Lebensjahre, nicht mehr das Feuer der Jugend innewohnt, welches einst die Völker an dem Dschumka und Ganges zittern gemacht, welches aber noch lebendig genug ist, um den unbeugsamen Charakter zu signalisiren.

In dem ganzen Wesen des Herzogs liegt ein Ernst der sich bis auf seine Bewegungen erstreckt, er rührt keine Hand ohne Ursache, um wie viel weniger wird er etwas sprechen ohne Veranlassung, wenn es aber geschieht, wenn er den Mund öffnet, dann sieht man zwei Reihen un-

schöner, schiefstehender Zähne, welche dem ganzen Bilde nicht wenig Eintrag thun.

Das Gewühl um den Herzog öffnet sich schluchtartig, um einem einzelnen Herrn Raum zu geben.

Der Sieger von Aspern nähert sich dem Sieger von Vittoria, nicht auf dem Schlachtfelde, nicht im Lager sollten sich die Helden kennen lernen, sondern auf der Redoute, das sind die kleinen Widersprüche des Geschickes.

Es bedurfte der Mühe, um die hohen Personen vor dem Drucke zu schützen, sie mußten rasch ihren Standpunkt wechseln, um der Gefahr des Erdrücktwerdens zu entgehen.

„Treten wir bei Seite, lieber Doktor, im Gewühl wirds mir zu heiß.“

„Mit Vergnügen, lieber Hauptmann.“

„Haben Sie die Frauenmaske hart hinter Wellington gesehen? sie ging mit Lady Wilson Arm in Arm.“

„Ganz recht, wer ist sie?“ fragte Koreff.

„Madame Grassini, die weltbekannte Sängerin und Begleiterin des Herzogs, so wie Lady Hamilton die Begleiterin Nelsons war,“ antwortete Meyern.

„Es ist altklassischer Styl, den Ruhm von der Kunst begleitet zu sehen.“

„Schade, daß die Kunst bereits ein wenig übertragen ist, die Dame zählt beiläufig ein halbes Jahrhundert.“

„Oho!“

„Sie hat schon an der Seite des Herzogs York in

Deutschland und an Napoleons Seite in Italien Feldzüge mitgemacht."

„Sie scheint hübsch zu sein."

„Der Wuchs ist groß, der Anstand vornehm, ein wenig voll, vielleicht zu voll."

„Haben Sie die Grassini gesehen?" fragte Graf La Garde, der eben herbeikam.

„Wir sprechen gerade von ihr."

„Das ist ein Teufelsweib, erobert die in ihren alten Tagen noch einen Herzog und was für Einen! Einst hat ihre Kunst bezaubert, aber jetzt ist ihre Stimme keine zwei Francs werth, und das Andere? Nun das ist Geschmackssache! Uebrigens ist sie eine originelle Frau. Wissen Sie, was sie einst zu Napoleon sagte? Zur Zeit, als Napoleon in Mailand gekrönt wurde, zog die berühmte Sängerin seine Aufmerksamkeit auf sich, er ließ sie zu sich kommen, um ihre Bekanntschaft zu machen."

„Sie erinnerte den Kaiser daran, daß sie ihre künstlerische Laufbahn zur selben Zeit begann, wo die ersten Waffenthaten des Generals der französischen Armee bekannt wurden."

„Damals, sagte sie mit bewunderungswürdiger Offenherzigkeit, war ich im höchsten Glanze meiner Schönheit und meines Talentes, ich entbrannte alle Herzen und verführte alle Augen; damals, wo ganz Italien zu meinen Füßen lag, war der junge General der einzige, der kalt blieb; ihn, der mich mit einem einzigen Blicke zur glücklichsten Frau der Halbinsel machen konnte, konnte ich nicht erobern. Und nun, Sire, nun lassen Sie diesen Blick

auf mich fallen, jetzt, wo es nicht mehr der Mühe werth ist, wo ich Ihrer nicht mehr würdig bin!"

„Aber es muß doch der Mühe werth gewesen sein, denn Napoleon nahm die Künstlerin mit sich nach Paris. Vielleicht trug ihre Laune dazu bei, ihn für sie einzunehmen."

„Es war, ich weiß nicht, bei welcher Gelegenheit, wo Crescentini vom Kaiser zum Ritter der eisernen Krone ernannt wurde."

„Diese Ordensverleihung wurde vielseitig übel genommen und kam auch in einer Gesellschaft zur Sprache, wo sich Madame Grassini befand."

„Ich weiß nicht, sagte die Dame, was Sie gegen den Orden Crescentini's einzuwenden haben?"

„Ein Wesen, welches kein Mann ist, lautete die Antwort, und Crescentini ist ein solches Wesen, soll keinen Orden bekommen!"

„Bah, erwiederte die Sängerin, Crescentini hat den Orden verdient, er erhielt ihn für seine Wunden."

„Ein homerisches Gelächter folgte dem Witze, welcher durch ganz Paris die Runde machte; er ist auch nicht übel, aber unstreitig besser war der Witz, daß sie die Begleiterin Wellingtons wurde, das wird ihr eine beneidenswerthe Rente abwerfen; Letztere benöthigt sie um so mehr, da Ludwig XVIII. die Pension einzog, welche Napoleon ihr gegeben hatte."

Als die Grassini von diesem Verluste Kenntniß erhielt, schuppte sie verächtlich die Schultern und sagte:

Wenn Ludwig heute oder morgen sterben und Einlaß in den Himmel begehren wird, so wird er statt dessen

die Worte zu hören bekommen: „Du willst selig werden und hast der Grassini die Pension eingezogen?“

„Alles in Allem, die Dame ist keine ideale Schönheit, sondern wie wir Franzosen zu sagen pflegen, ein schönes Stück Fleisch, trotzdem muß sie aber kein gewöhnliches Weib sein, sonst hätte sie Männer wie der Herzog von York, Napoleon und Wellington nicht fesseln können. Jetzt aber —“

„Wohin wollen Sie, lieber Graf?“

„Ich muß mich ein wenig restauriren, ich gehe zu den Buffets.“

„Wir begleiten Sie!“

„Es ist mir angenehm.“

„Die drei Herren verloren sich in das Gewühl.“

Der Herzog von Wellington verweilte mehrere Stunden auf der Redoute, mit seiner Entfernung verlor sich auch der Reiz derselben, der Saal lichtete sich und nun erst entfalten Terpsychorens Jünger ihre Schwingen.

Sechstes Kapitel.

Das Netz wird ausgeworfen.

Hoffnung! Süßes Wort, sänftigendes Gefühl! Du gießest den Balsam der Ruhe in die wunde Seele und spiegelst unsere Wünsche ab, als dürften wir nur die Hand ausstrecken, um sie zu erreichen.

Glücklich derjenige, den du beseelst, glücklich derjenige, der dich durch die Gerechtigkeit seiner Sache stützt.

Auch Theodora und Achille hofften.

Der Marquis hatte die Freundschaft aufgerufen, damit sie der Liebe zu Hilfe komme und sie fand einen Rath, erfand einen Plan, und in dem Gelingen dieses Planes ruhete die Hoffnung der Liebe.

Graf Marsan war ein lockerer, aber keineswegs böswilliger Junge; seine mißlungene Entführungsgeschichte veranlaßte ihn, Wien zu verlassen, er that es aber nicht, ohne sich mit Wasili und Achille verständigt zu haben, indem er ihnen die Idee und die Ausführung zur Rettung Achille's auseinander setzte.

„Ich habe, sagte er zum Marquis, durch meine Unvorsichtigkeit viel zu Ihrem Verdruße beigetragen, ich will gut machen, was ich verschuldet, und den Plan zu Ihrer Ret-

tung angeben. Es thut mir zwar leid, bei dessen Ausführung nicht anwesend zu sein, denn die Wonne, dem Engländer Eins zu versetzen und zu sehen, wie er sich krümmt, muß enorm sein, indessen was soll man beginnen, wenn man zu reisen gezwungen ist, die verteufelte Harfnerin hat mich in die Enge getrieben, es bleibt mir also nichts übrig, als Euch meinen Plan und dessen Ausführung gleichsam als ein Vermächtniß zu hinterlassen."

Wasili und Montferon stimmten Marsans Ansicht bei, hießen seinen Plan gut und machten sich daran, die erste Bedingung, welche er erheischte, zu erfüllen.

Theodora, um sie zu beruhigen, wurde von den Hoffnungen, die man hegte, unterrichtet, und da der erste Schritt, welchen die Verbündeten gegen ihren gemeinschaftlichen Feind unternahmen, gelang, so versprach man sich das Beste und sah nur dem Momente entgegen, an dem die Ausführung des Hauptangriffes vor sich gehen sollte.

„Dieser Raily, sagte Wasili zu dem Marquis, ist unser Napoleon, wir haben, ihn zu besiegen, eine Koalition gebildet und Sie werden sehen, er wird unterliegen; der Alliirte, welchen wir zu uns herüber diplomatisirt haben, besitzt mein ganzes Vertrauen, die Geschichte kostet freilich viel Geld, allein was liegt daran, wenn wir nur reussiren, wenn wir nur gerächt werden!"

Herr Raily wiegte sich im Gefühle der Sicherheit, seine einzige Sorge ging dahin, Theodora und Achille überwachen zu lassen, damit ihm die sichere Beute nicht entkomme; die Liebenden dachten noch nicht zu entfliehen, früher wollten sie es versuchen, den Gegner zu bekämpfen,

erst wenn ihnen dies nicht gelang, gedachten sie zu Gewaltmitteln ihre Zuflucht zu nehmen.

Um den Verdacht des Feindes abzulenken, empfing die schöne Griechin in den letzten Tagen keine Besuche, selbst Montferon kam nicht, ein Umstand, der dem Engländer natürlich von seinen Spähern gleich hinterbracht wurde, und den er zu seinen Gunsten zu deuten nicht ermangelte.

Eine Woche verstrich und Raily glaubte es an der Zeit, sich bei Theodora einzufinden, um ihren Entschluß zu vernehmen.

Er fand die junge Frau blaß, von einem schwarzen Kleide umflossen."

In diesem offenbar leidenden Zustande war sie um so schöner, die Trauer verdüsterte sie nicht, sondern lieh ihr einen Hauch wehmüthiger Melancholie, der sie nur noch mehr verherrlichte.

Raily wagte es kaum, sich ihr zu nahen, sondern blieb wie in Bewunderung versunken, vor ihr stehen.

Madame, begann er nach einigem Zögern, Sie sind doch nicht unwohl?

„Nein, mein Herr!"

„Sie machen mich besorgt...."

„Sie, mein Herr, haben keinen Grund dazu."

„Ich darf also hoffen, einen günstige Bescheid zu erhalten? Ach Madame. wie glücklich machen Sie mich!"

„Kommen Sie näher, mein Herrr, und lassen Sie uns offen mit einander sprechen. Sie zwingen mich, Ihnen meine Hand zu reichen, ich gebe dem Zwange

nach, denn ich will das Unglück Desjenigen nicht, den ich liebe. Sie sagten mir jüngst, Sie würden sich begnügen, wenn ich Sie einstweilen nur duldete, wohlan, es sei, ich will mich mit dem Gedanken, Ihnen anzugehören, vertraut machen.“

„Ich hoffe ohne Hintergedanken, Madame!“

„Mein Herr, meine Ehre ist mir das Theuerste. Bin ich einmal Ihre Frau, so werde ich sie ebenso zu wahren wissen, wie damals, wo Sie Asaws Gattin verleiten wollten, ihre Pflicht zu verletzen. Ich seh' es soll nicht sein, daß ich an Achille's Seite glücklich werde, ich muß an der Ihrigen unglücklich sein.“

„Sie täuschen sich, Madame, Sie sollen glücklich werden, wie noch keine Frau es war.“

„Erlauben Sie mir, daß ich von nun an darüber schweige. Ich werde mich bemühen, die Vergangenheit zu vergessen und an die Zukunft nicht zu denken.“

„Sie entzücken mich, Theodora, denn Sie sprechen damit zugleich den Entschluß aus, nur der Gegenwart zu leben und das ist es, was ich von Ihnen wünsche. Und nun, befehlen Sie, was soll in unserer Angelegenheit zuerst geschehen?“

„Handeln Sie nach Ihrem Ermessen, doch thun Sie nichts, was in den Augen der Welt Mißfallen erregen könnte; schonen Sie vor Allem meinen Ruf und meine Ehre. Ich denke, der erste Schitt unserer Annäherung besteht darin, daß ich ein kleines Fest veranstalte, zu welchem ich auch Sie und Ihre Freunde lade; geben Sie mir ein Verzeichniß Derjenigen, welche Sie berücksichtiget zu sehen

wünschen und ich werde nicht ermangeln, sie auf meine Liste zu setzen."

Der Engländer war von diesem Vorschlage entzückt und führte die Hand der Dame liebeglühend an seine Lippen.

Theodora lächelte wehmüthig, und trug jene ruhige, würdige Entsagung zur Schau, welche bei dem Abenteurer die Sicherheit des gewünschten Erfolges nur noch mehr anfachte, so daß er von diesem Besuche freudetrunken daheim anlangte und seinem Genossen zurief:

„John, freue Dich mit mir, Theodora Asaw wird meine Frau."

Bretton nickte mit dem Kopfe und erwiederte:

„Ich gratuliere Dir, Freundchen, es hat Mühe genug gekostet."

„Was wird's aber mit dem Marquis sein?"

„Der Bursche ist bereits aufgegeben. Das gute Weibchen kann füglich nicht anders, ich habe ihr das Messer an die Kehle gesetzt, 's ist nur ein Stückchen Papier, aber es hat seine Schuldigkeit gethan, wir werden nächstens eine Einladung zu ihr erhalten."

„Wirklich?"

„Sie will bei einem Feste, das sie gibt, nicht nur mich, sondern auch meine Bekannten bei sich sehen, es soll an jenem Abende so eine Art von Vorstellung statt finden, ein Uebergang aus dem französischen ins englische Lager."

Herr Raily belachte den eigenen Witz.

„Ich verstehe."

„Ich werde Dir ein Verzeichniß von Namen geben, welches Du zu meiner Dame tragen wirst. Die Verbindung kommt mir in doppelter Beziehung erwünscht, sie wird nicht nur meiner Herzenspein ein Ende machen, sondern auch meiner Kassa wohlthun.“

„Du hast wegen dieser Herzensangelegenheit viele Vortheile außer Acht gelassen.“

„Ich werde mich bestreben, das Versäumte nachzuholen. Sei guten Muthes, John, wir wollen noch ausgiebige Geschäfte machen, der Kongreß ist noch nicht zu Ende, eine glückliche Nacht und wir verfügen wieder über eine komplette Million.

John Bretton schien mit den Hoffnungen seines Genossen nicht so recht einverstanden und räumte vermuthlich dem in der Tasche bewahrten Sperlinge den Vorzug vor der Taube auf dem Dache ein.

Der Aufwand des Herrn Raily hatte in der That, abgesehen von seinen Erwerbungen, auch seine mitgebrachte Million zum größten Theile zerfließen gemacht und es war an der Zeit, wollte er nicht bald den Boden seines Säckels schauen, für neue Zuflüsse Sorge zu tragen.

Abermals vergingen mehrere Tage.

Die schöne Griechin traf Vorkehrungen zu dem Feste, denn obwohl nur für einen kleineren Kreis bestimmt, wollte sie doch auf eine ihren Verhältnissen angemessene Weise empfangen; sie überließ daher ihre geräumige Wohnung willig den Händen der Tapezierer und Arrangeure, mit dem Auftrage, sie auf das Glänzendste, dem Zwecke entsprechend, herzustellen. Hing doch ihre Ruhe,

ihr Glück von dem günstigen Ergebnisse jenes Abends, ab, jenes Abends der sie und den Geliebten aus der Gewalt des Verhaßten befreien sollte.

Während der Engländer dem Feste von Tag zu Tag mit fieberischer Gier entgegenharrte, erwartete es Theodora mit banger Ungeduld; endlich nahte der bestimmte Tag, die Einladungen waren ergangen und die Wohnung Theodoras in den Stand gesetzt, die Gäste auf das Würdigste zu empfangen.

Es war einer jener Feuerabende, wo die Nebel Albions ausgewandert und sich an die Ufer der Donau verirrt zu haben schienen.

Die Lampen der Jägerzeile glichen einzelnen glühenden Kohlenstückchen, die wohl dunkelroth in die Ferne schauen, aber nicht leuchten, der Nebel verschlang den Strahlenkranz und ließ nichts übrig als das unstäte Flämmchen.

Dagegen erstrahlten die Fenster von Theodora's Wohnung in einem Glanze, der von dem Lichtüberflusse Zeugniß gab, welcher innen verschwendet wurde, um die Pracht der Salons in den kleinsten Nuancen hervortreten zu lassen.

Von unten aus sah man bereits einzelne Schatten an den Fenstern vorüberziehen, zum Beweise, daß der Zug der Gäste schon begonnen, was auch die heranrasselnden und in der Flur sich entleerenden Karossen bestätigten.

Die Glücklichen, ihnen sollte es gegönnt sein, eine frohe Nacht in diesem Hause zu verleben, nur Er, Er, der den ersten Anspruch darauf hatte, er durfte sich nicht

unter den glücklichen Schwarm mengen, er mußte auch heute ferne bleiben, wie es schon seit einiger Zeit der Fall war, um Raily's Eifersucht und Verdacht nicht zu wecken.

Armer Achille, in einen Mantel gehüllt oder richtiger vermummt schreitet er die Jägerzeile auf und nieder, doch hält ihn ein Magnet immer in der Nähe des bekannten Hauses fest, er vermag nicht sich zu weit davon zu entfernen, sondern befolgt das System einer Schildwache, die das Thor des Hauses vor dem sie aufgestellt ist, nie aus den Augen läßt.

Jetzt erblickt er eine Männergestalt, die er zu erkennen glaubt, er eilt auf sie zu, es ist Wasili.

„Nun Freund, sprechen Sie, wie steht es?"

„Vorzüglich, lieber Achille, seien Sie ganz ruhig, wir haben Alles so eingeleitet, daß es nicht fehlschlagen kann. Ist der Engländer schon oben?

„Ja!"

„Prächtig, ich freue mich, es wird ein genußreicher Abend werden. Jetzt aber, leben Sie wohl, haben Sie Acht, daß Sie von seinen Leuten nicht bemerkt werden, Ihre Anwesenheit könnte Verdacht erwecken."

Die Freunde schieden, Achille's Wünsche begleiteten den kaiserlichen Adjutanten, der leicht und fröhlich die Treppe hinaneilte und wohlgemuth in den Salon trat.

Musikklänge schallten ihm entgegen, Wasili zögerte keinen Moment und schloß sich dem Kreise der Tanzenden an.

„Theodora, in einem glänzenden Ballkleide, machte die Honneurs und empfing die Gäste, Raily behielt sie un-

ausgesetzt im Auge, ihre herrliche Erscheinung übte eine magnetische Kraft, er vermochte nicht den Blick von ihr zu wenden.

Die Versammlung bestand zum großen Theile aus jungen Leuten beiderlei Geschlechtes, besonders solche, die sich über gewisse Vorfälle der Letztzeit bezüglich des Marquis Montferons, der heute freilich nicht geladen war, ein Umstand, den Raily mit großer Befriedigung entgegennahm, hinaussetzen konnten.

Die Gesellschaft war tadellos, zählte jedoch nicht zu den gewählten Kreisen, wie Theodora sie gewöhnlich zu empfangen pflegte.

Raily musterte die Anwesenden, ein spöttisches Lächeln spielte um seine Lippen, wenn John Bretton in seiner eleganten Toilette seinen Blicken begegnete; plötzlich fühlte er sich an der Schulter berührt.

Er wendete sich nach jener Seite und gewahrte eine Gestalt mit schneeweißem Haar und Bart, einen Mann von vornehmen Aeußern und einem imponirenden Aussehen.

„Endlich bin ich so glücklich, Sie zu treffen! sagte der Greis."

„Ich stehe zu Diensten, mein Herr. Was wünschen Sie von mir?"

„Sie nennen sich Raily?"

„So ist mein Name."

„Sie waren vor etwa mehr als einem Jahre in Moskau."

„Ja wohl, mein Herr."

„Eine Irrung meinerseits ist also nicht möglich."

„Ich bitte, wen habe ich die Ehre zu sprechen?"

Der Greis erwiederte gelassen:

„Ich bin der Vater jenes Gardekapitäns in Moskau, dessen Verlusten Sie eine Million verdanken."

„Raily verneigte sich."

Der Greis fuhr fort:

„Ich bin ferner ein Freund Wasili's, dem Sie hunderttausend Rubel abnahmen, um eine Karte zu einem Feste zu erhalten, wo Sie ihn kompromittirten."

Raily schuppte die Schultern.

Der Andere fuhr abermals fort:

„Ich bin ein Russe, mein Herr, was Sie wohl auf den ersten Blick leicht erkannt haben werden, ich kam erst gestern hier an und meine Reise galt blos Ihnen."

Raily verneigte sich wieder und blickte dann den Greisen erwartungsvoll an.

Der Russe fixirte ihn scharf und sagte kurz:

„Ich fordere Revanche!"

Siebentes Kapitel.

Das Meisterstück.

„Als der alte Russe zu Raily die Worte sprach: Ich fordere Revanche! lächelte dieser und sagte:

„Herr Graf, Herr Wasili mußte seinen Eigensinn, Ihren Sohn zu rächen, schwer büßen, mir thäte es leid, wenn Sie sein Loos zu theilen gezwungen wären."

„Sie weigern sich doch nicht, mir Revanche zu geben?"

„Ich will Sie nur daran erinnern, daß ich Ihrem Sohne alle seine Verluste gegen die Verschreibung eines elenden Weilers zurückerstattete, ein Tausch, wie Sie ihn nicht zu erwarten haben."

„Ich wiederhole Ihnen, mein Herr, ich erwarte nichts als Revanche."

„Sie bestehen ernstlich darauf?"

„Ich sagte Ihnen schon, daß ich deshalb von Moskau bis nach Wien kam."

„Gut denn, Sie sollen Revanche bekommen!"

Beide begaben sich in das Spielzimmer.

Die Scene zog mehrere junge Leute herbei, darunter Wasili.

Im Spielzimmer angelangt gewann der Zuschauerkreis an Ausdehnung.

Raily ließ sich nieder, der Graf blieb stehen, zog ein Portefeuille hervor, öffnete es und sagte:

„Mein Herr, hier liegt eine Million Gulden, und ich erkläre, daß das Spiel nicht eher enden soll, als bis Sie diese Million entweder gewonnen oder wenn das Glück mir günstig ist, bis Sie eben so viel verloren haben.“

Ein Murmeln durchlief den Kreis der Zuschauer, Raily wurde einen Moment lang betroffen, sammelte sich jedoch rasch und entgegnete, indem er ebenfalls ein Portefeuille aus der Tasche zog:

„Ich nehme den Kampf an, welches Spiel wünschen Sie?“

Der Greis antwortete:

„Mir ist jedes Spiel gleich, denn ich erkläre Ihnen bei meiner Ehre, daß ich während meines ganzen Lebens keine Karte berührt habe, daß ich überhaupt von keinem Spiele etwas verstehe.“

Diese Erklärung versetzte Alle, die sie hörten, in das größte Erstaunen.

Der Engländer schüttelte verwundert den Kopf und sagte:

„Mein Herr, ich will nicht hoffen, daß Sie Kurzweil mit mir trieben. Sie fordern mich zum Spiele heraus, ohne ein Spiel zu verstehen! Wie erklär' ich mir dies?“

Der alte Graf wendete sich an die Umstehenden und sagte:

„Meine Herren, Sie werden mich vielleicht für einen Thoren halten, ich bin aber nichts als ein schwacher Greis, der die Schmach seines Sohnes und seines jungen Freundes rächen will. Die Art, wie Herr Raily meinen Sohn um jenen für uns unschätzbaren Grundbesitz brachte, hat mich empört, er hat uns dem auf eine solche hinterlistige Weise freigewordenen Leibeigenen gegenüber eine Schmach angethan, die ich nicht willig hinnehmen kann. Ich befinde mich in der Lage eines Menschen, der gezwungen ist, den Gegner zu einem Zweikampfe herauszufordern, der aber vom Waffenhandwerk nichts versteht."

„Das ist wahr, sagte einer der Anwesenden, und Herr Raily als Ehrenmann wird wissen, was in diesem Falle Sitte ist."

„Er muß gestatten, sagte ein Zweiter, daß ein Anderer an Ihrer Statt spiele."

„Aller Augen kehrten sich dem Engländer zu."

Dieser besann sich und erwiederte dann:

„Ich habe nichts dagegen, der Herr Graf wähle einen der anwesenden Herren, der am Spieltische seinen Platz einnehme und und ihn vertrete."

Der alte Russe nickte zufrieden mit dem Kopfe und versetzte:

„Ich nehme Ihr Anerbieten an."

„Wohlan, Herr Graf, wählen Sie unter den Anwesenden Denjenigen, mit dem ich mich messen soll!"

Auf diese Worte Raily's wendete sich der Greis der Gesellschaft zu.

Sein Blick durchflog die Runde, allgemeine Spannung, wen wird seine Wahl treffen?

Der Graf machte einige Schritte vorwärts und sagte:

„Ich bitte diesen mir ganz unbekannten Herrn, mich am Spieltische zu vertreten."

Dieser Herr war — John Bretton!

Der Angesprochene verneigte sich.

Raily lächelte.

Ein Murren der Gesellschaft durchlief das Gemach.

Wasili trat auf den Greisen zu und sagte:

„Herr Graf, an der Wahl dieses Herrn erkennen wir, daß Sie mit den Verhältnissen des Herrn Raily völlig unbekannt sind. Der Gentleman, den Sie gewählt haben, ist nicht nur ein Landsmann Ihres Gegners, sondern auch sein Freund, sein Vertrauter. Man kann füglich von keinem Menschen verlangen, daß er Den besiege, den er Freund nennt."

„Das ist wahr, das ist wahr!" riefen mehrere Stimmen.

Der Greis kehrte sich Herrn Raily zu und sagte:

„Mein Herr, Sie hören die Einwendungen, welche man gegen meine Wahl macht. Ich frage Sie, haben Sie gegen diese Wahl etwas einzuwenden?"

Raily blickte John an, dieser zwinkerte kaum merkbar mit den Augen, als wollte er sagen: „Du kannst auf mich rechnen!"

Raily kehrte sich seinem Gegner zu und erwiederte:

„Mir ists gleichviel, wählen Sie einen Anderen oder John Bretton. Ich spiele mit Jedem."

Gut denn, sagte der Greis, so bleibe ich bei meiner Wahl und bitte diesen Herrn, mein Spiel zu übernehmen.

Raily nickte zustimmend, John trat an den Tisch.

„Da ich der Geforderte bin, bemerkte Raily, so bleibt mir die Wahl der Waffen, das heißt, die Bestimmung des Spiels. Ich wähle daher das Halbzwölfspiel."

„Eine verbotene Waffe."

„Ja ja, das Spiel ist verboten."

„Wählen Sie ein anderes, man kann ja jedes Spiel zu hohen Einsätzen spielen und im Piquet eben so leicht eine Million verlieren, wie in irgend einem verbotenen Hazardspiel.

Auf diese Bemerkung Wasili's erwiederte Raily nachlässig hingeworfen:

„Wohlan denn, wählen wir Piquet!"

Mit diesen Worten nahm er Platz.

Jetzt wendete sich Wasili zu John Bretton und sagte:

„Mein Herr, Sie werden sich erinnern eine Gesellschaft junger Leute an jenem Abende, während ich an Herrn Raily so große Summen verlor, von Ihren Spielabenteuern unterhalten zu haben. Ich war nicht Zeuge dieser Unterhaltung, erfuhr jedoch später die Proben Ihrer Geschicklichkeit, die Sie als Lehrling und Geselle Ihres Metiers ablegten. Bei jener Gelegenheit äußerten Sie nun, Sie hätten trotz Ihres Alters Ihr Meisterstück noch nicht gemacht und als ein Meisterstück wollten Sie nur gelten lassen, wenn Sie sich mit einem Gegner, nicht etwa einen jungen leidenschaftlichen Dilletanten, der sich

kopflos in das Spiel stürzt, sondern mit einem kalten berechnenden Manne, kurz mit einem Spieler von Metier, in einem durch die auf dem Spiele stehenden Summen großartig gewordenen Kampfe gemessen und ihn besiegt haben werden. Diese Gelegenheit ist Ihnen nun geboten. Die Spielsummen sind ungewöhnlich, Ihr Gegner ist eine Spiel-Celebrität Europa's, wohlan mein Herr, machen Sie heute ihr Meisterstück! —

John Bretton verneigte sich, sah den Grafen Wasili an, wobei seine Augen sich erweiterten und die blutigen Ränder noch mehr hervortraten und sagte mit dem Tone großer Befriedigung:

Wohlan Herr Graf, ich will heute mein Meisterstück machen! —

Eine Bewegung der Neugierde und der Erwartung ging durch die Gesellschaft, Raily sah den Genossen ungläubig lächelnd an.

Die Aeußerung John Brettons beunruhigte ihn, aber sie enthüllte die Situation noch nicht und ließ den Abenteurer die Gefährlichkeit des bevorstehenden Kampfes noch nicht erkennen.

Er richtete auf John einen jener fragenden Blicke, die sich der Gesinnung der Andern vergewissern wollen, dieser achtete jedoch nicht darauf, sondern nahm nun ebenfalls Platz.

Sollte er fähig sein, mich in einen ernst gemeinten Kampf zu verwickeln? dachte Raily, oder verstellt er sich, um die Andern zu täuschen? Wir wollen sehen!

„Wie hoch der Einsatz? fragte er hierauf.

John nahm das Portefeuille des Russen und erwiederte:

„Jedes Spiel tausend Dukaten!"

Heben wir ab, die niedere Karte theilt. —

„Hier ein König."

„Hier die Acht."

„Ich gebe!" sagte John und begann zu meliren.

Raily kämmte mit der flachen Hand seinen Backenbart und nahm dann die ihm gewordenen Blätter.

„Schon gekauft?"

„Ja!"

„Ich habe fünf Blatt."

„Schlecht, erwiederte John, meine Blätter sind besser fünf und fünfzehn sind zwanzig und vierzehn sind vierundneunzig. Ich ziehe ein."

„Jetzt melire ich," sagte Raily mit einer gewissen Ostentation. —

John fixirte die Hände des Gegners und als ihm dieser die Karte zum Abheben hinschob, sagte er, ohne die Blätter zu berühren: „Nur fort!" —

Raily kniff die Lippen zusammen und vertheilte die Blätter.

Es wird gelegt und gekauft.

John: Ich habe sechs gute Blätter, eine Quartmajors und vierzehn Damen, sind vierundzwanzig und sechsmal ausgespielt sind sechzig, ich ziehe ein.

Raily hatte zweitausend Dukaten verloren.

Das dritte Spiel erfolgt, John gewinnt abermals.

Jetzt erblich Raily.

Er erkannte mit Schrecken, daß John einen ernsten Kampf wolle, daß er darauf ausging, ihn zu besiegen und zu verderben.

Die drei ersten Spiele waren für Raily Probewürfe, um die Intention seines Genossen kennen zu lernen; er hatte im Stillen auf ein schweigendes Einverständniß mit John gehofft, auf dessen freiwilliges Verzichten seiner Kunst, aber er täuschte sich, John spielte, als ob sein Leben der Einsatz wäre.

Es war kein Kampf zum Schein, sondern eine Schlacht so ernst, so blutig, wie je eine auf der grünen Wahlstätte geschlagen wurde.

Jetzt erst enthüllte vor Raily's Blicken die Situation ihre ganze Gefährlichkeit; er glich einem Feldherrn, der sich plötzlich von seinem Bundesgenossen verrathen sieht, und wahrnimmt, wie dieser bei dem Beginne des Kampfes statt mit ihm zu ziehen, sich gegen ihn wendet.

Ich habe eine Schlange an meinem Busen genährt, dachte er während des Mellirens und ein Blick finster wie die egyptische Nacht flog Bretton zu, der beschäftigt war, die abermals gewonnene Summe in dem Portefeuille zu ordnen.

Es ist ein gewöhnliches Manöver der Spieler von Gewerbe, daß Sie anfangs ihre Opfer absichtlich gewinnen lassen, um sie durch momentanen Gewinn zu reizen und zu erhitzen, so spielt die Katze mit der Maus, bevor sie ihr Opfer erwürgt.

John verschmähte diese bei Spieldilletanten sehr dank=

bare Kriegslist, er hatte einen Meister der Kunst vor sich, dem er vom ersten Momente an imponiren wollte, dessen überlegene Kälte er verscheuchen mußte, damit sie jener Unruhe jener Beklemmung und Gemüthsaufregung Platz mache, in deren Gefolge sich jederzeit Unsicherheit und Zaghaftigkeit befinden.

Raily erkannte die Absicht seines verrätherischen Gegners und um ihm zu zeigen, wie wenig ihm sein Vorhaben gelinge, bemeisterte er sich, theilte nachlässig die Karte und sagte:

„Wenn es beliebt, so gilt von nun an der Einsatz das Doppelte.“

„Einverstanden! erwiederte John trocken und hob dreimal ab.“

Es wird gelegt und gehoben.

„John hält dem Gegner die Blätter vor die Augen und sagte: Neunzig und matsch.“ —

Ein Murmeln der Verwunderung durchlief den Zuschauerkreis, der den Spieltisch umstand. —

„Welch ein Glück“

„Es ist ungeheuer!“

„So etwas habe ich noch nicht erlebt.“

Raily saß todtenbleich da, man sah, wie die mit Brillantringen besäeten Finger zu zittern begannen.

Bretton melirte nachläßig und sagte:

„Die Kunst des Piquetspieles besteht in einer genauen Beobachtung dessen, was man bei einem jeden Spiele „Raison“ nennt. Ohne diese Kunst nützte selbst das fabelhafteste Glück nichts. Jene Herren, welche mein

Spiel beobachten, werden sich bereits überzeugt haben daß ich um keine Haarbreite von der Raison abweiche ein Beweis, daß mein Spiel ehrlich ist.“

Während dieser Explikation ging das Spiel wieder seinen Gang und John gewann abermals.

In diesem Momente fühlte er unter dem Tische einen leisen Fußtritt.

Es war ein Nothsignal Raily's. Eine inhaltreiche Kundgebung.

Dieser leise Druck unter dem Tische sollte den abtrünnigen Genossen an seine Undankbarkeit mahnen und zugleich zu einem Bündnisse einladen, dessen Vortheile durch einen gleichzeitigen nicht minder bedeutungsvollen Blick nur noch verletzender wurde.

John Bretton zog seinen Fuß gleichmüthig an sich, kein Zug seines Antlitzes verieth, was unter dem Tische vorging, er zog ab, spielte und gewann abermals.

Je peinlicher die Scene für Raily, desto interessanter wurde sie für die Zuschauer.

Wasili stand hinter John Bretton.

Sein Auge leuchtete vor Freude.

Wenn Raily's Blick zufällig ihn traf, senkte er sich wieder blitzschnell auf die Karte, denn er vermochte den Hohn des russischen Offiziers nicht zu ertragen.

Wasili war entzückt. Auf seinem Antlitze waren die Worte zu lesen: Endlich hat sich Einer gefunden, der Dir den Kopf wäscht.

Der Greis, an dessen Statt John spielte, stand mit

verschränkten Armen seitwärts und sah dem Kampfe mit Genugthuung, aber ohne Schadenfreude zu. —

Sechs Spiele waren bereits gemacht und Raily hatte noch kein einziges gewonnen.

Die Reihe zu meliren war an John. Er aber legte die Karte auf den Tisch und sagte:

„Meine Herren, ich will Ihnen nun den sprechendsten Beweis von der Rechtschaffenheit und Realität meines Spieles liefern. Ich verzichte von nun an freiwillig auf das Austheilen der Karte und ersuche einen der anwesenden Herrn dies so oft die Reihe mich trifft, an meiner Statt zu übernehmen.“

„Angenommen!“ rief Raily, mit der Bewegung, die ein Ertrinkender macht, um sich an einem zugeworfenen Seile zu fangen.

Einer der Zuseher übernahm nun statt Bretton das Meliren und Austheilen der Karte.

Einige befürchteten einen Uebergang Johns in das gegnerische Lager, Andere sahen wieder in seiner Herausforderung den wagigen Uebermuth eines kühnen Siegers, wieder Andere waren nun nicht mehr erstaunt, sondern verblüfft.

Von nun an begann der Kampf ein erbitterter, ein wüthender zu werden; es war nicht mehr ein Kanonenkampf wo die Geschoße, aus der Ferne gesendet, treffen und vernichten, sondern einen Bajonnetsturm, den Raily auf das Glück seines Gegners unternahm, um es aus dem Felde zu schlagen.

Aber je erhitzter er wurde, je mehr seine Leidenschaft entflammte, desto gelassener und kälter wurde Bretton.

Raily's Antlitz hatte sich glühend geröthet, Schweißtropfen perlten auf seiner Stirn, er vermochte seiner Wuth über den Verrath kaum Herr zu werden, und vergaß sich einmal so weit, daß zwischen den krampfhaft zückenden Lippen das Wort: „Schlange!" hörbar wurde.

John vernahm es und blieb kalt und gleichgiltig wie früher.

Ein Spiel nach dem anderen — und das Glück bleibt seinem Schützlinge treu.

„Meine Baarschaft ist zu Ende," sagte Raily mit unsicherer Stimme, denn die Aufregung zehrte wie ein Fieber an seinen Kräften.

„Ich begnüge mich mit Bons," versetzte der seitwärts stehende Graf, als eigentlicher Gegner des Spielers.

Raily zog Papiere und eine Bleifeder aus seinem Portefeuille.

Während er schrieb, ruhte Brettons durchbohrender Blick auf demselben.

Als Raily das erste Bon statt des Einsatzes hinschob, sagte John:

„Es ist mein Grundsatz, nie gegen Bons zu spielen, so lange mein Gegner Werthvolles an sich hat. Ich setze zweitausend Dukaten gegen die Pretiosen, Garderobe und sonstige Ausstattung des Gegners."

„Es gilt!" rief Raily wo möglich noch wüthender, denn die höhnische Tücke seines Feindes trieb seine Empörung aufs Höchste.

Mit zitternden Händen theilt er die Karten aus.

Beim Ordnen der Blätter beginnt sein Auge zu leuchten; endlich ein Hoffnungsstrahl, er erhält sämmtliche Aß und sämmtliche Damen. Diesmal unterliegt der Gegner.

Bretton wählt langsam und mit Bedacht die zu beseitigenden fünf Karten und hebt seinen Kauf auf.

„Fünf Blätter! sagt er."

„Raily: Ihre Blätter sind gut." —

„Eine Quinte."

„Ihre Quinte ist auch gut. Ich habe jedoch zweimal Vierzehn macht Achtundzwanzig, dazu die Lese ich habe gewonnen.

„Halt, nicht so voreilig. Fünf Blatt und eine Quinte in Coeur sind zwanzig und noch eine Quinte in Treffle sind fünfundneunzig. Ich habe gewonnen."

„Raily sprang auf, zerriß wüthend die Kartenblätter und schleuderte sie in die Mitte des Salons."

„John Bretton beachtete die Wuth des Gegners nicht, machte eine halbe Wendung nach rückwärts und sagte mit eisiger Kälte: Ich bitte um ein anderes Kartenspiel!"

Dann sich Raily zukehrend fügte er hinzu: „Ich bitte um den Einsatz des letztverlornen Spiels!" zu gleicher Zeit ergriff er Raily's Portefeuille.

„Schuft! brach jetzt der unglückliche Spieler los, die Hand von meinem Portefeuille."

„Den Schuften behalte für Dich, entgegnete John tückisch, das Portefeuille aber nehme ich, es ist das Eigenthum dieses Herrn, für den ich es gewann."

„Damit überreichte er es dem greisen Grafen."

Dieser öffnete es hastig, seine Hände zitterten, er riß ein Papier heraus und entfaltete es.

„Gottlob! ruft er, das ist der Brief!"

Nun fiel es Raily wie Schuppen von den Augen.

In der Hitze des Spiels dachte er nicht an das Dokument, welches er bei sich trug und von dessen Besitz seine Verbindung mit Theodora abhing.

„Halt! schrie er, dieser Brief gehört mir!"

Er stürzte auf den Grafen zu, Bretton vertrat ihm den Weg und rief: „Du hast Alles verspielt, was Du bei Dir trägst."

„Aus dem Wege, Hund, oder ich erwürge Dich!"

„Du? Mich? Seit wann wagst Du diese Sprache?"

Ein Schrei Raily's durchhallte den Salon.

Die Gesellschaft, erstaunt über diese Vorgänge, sah, wie der greise Graf das aus dem Portefeuille genommene Papier über die Kerze hielt und in Flammen aufgehen ließ.

Raily sank vernichtet in einen Stuhl zurück.

„Das Spiel ist zu Ende, sagte der Greis; Sie, Herr John, haben heute Ihr Meisterstück gemacht, behalten Sie, was Sie gewonnen, und empfangen Sie noch diese Summe als Beweise unserer Erkenntlichkeit."

Zu Theodora, die aufs Freudigste erregt, herbeikam: Madame, mein Werk ist vollbracht!

Er faßte sie an der Hand, und, während er sie in den Tanzsalon zurückleitete, lispelte er ihr zu:

„Der verhängnißvolle Brief ist vernichtet, die Macht des Abenteurers ist gebrochen, Sie sind wieder Herrin

Ihres Willens! Ich werde Ihnen gleich den Marquis Montferon heraussenden. —

Kaum hatte der greise Graf den Spielsalon verlassen, so sprang Raily auf.

„Oh, ich Wahnsinniger rief er aus, welch' eine unselige Verblendung, daß ich ihn nicht augenblicklich unter der angenommenen Maske erkannte, der Brief bedrohte auch ihn."

„Wen meinen Sie, von wem sprechen Sie?"

„Der alte russische Graf!"

„Nun, war es nicht der Vater jenes Gardefähnrichs aus Moskau?"

„O nein, nein, der Alte war Niemand als . . ."

„Nun, wer war es?"

„Der Herzog von Otranto!"

„Fouché?"

Man stürzte hinaus, der Greis war verschwunden. . . .

. . . Am andern Morgen circulirte ein vages Gerücht in der Residenz; es hieß, Fouché sei inkognito in Wien gewesen, sei aber wieder abgereist, ohne sich Jemand erkennen gegeben zu haben.

Niemand vermochte anzugeben, wie viel oder wie wenig an dem Gerede wahr sei.

Achtes Kapitel.

Eine Hiobspost.

Der Kongreß verfolgte seinen Gang, den er seit fünf Monaten konsequent durchschritt; die Tage schwanden in Saus und Braus. Die Beschlüsse gediehen nur äußerst langsam, überall Hader, Uneinigkeit, selbst Wellington, von dessen Ansehen bei den Souveränen Manche sich eine rasche Förderung der Angelegenheiten versprachen, vermochte den diplomatischen Kern nicht in raschen Umschwung zu bringen, die Erfindung des Festkomité's war bereits erschöpft und selbst die Lustbarkeiten drohten auf der Sandbank der Wiederholung und Alltäglichkeit aufzufahren; da erbarmte sich der Himmel des versammelten Europa's und machte der Verlegenheit Aller mit Einem Schlage ein Ende.

Montag am sechsten März befanden sich am Abende die Bevollmächtigten der fünf Mächte beim Fürsten Metternich zu einer Konferenz versammelt, welche bis drei Uhr Morgens dauerte.

Der Fürst, von der anhaltenden Unterhandlung erschöpft, befahl vor dem Schlafengehen seinem Kammerdiener, ihn, wenn des Nachts ein Courier ankäme, nicht zu wecken.

Was konnte es denn auch Wichtiges geben? Europa war ja in Wien versammelt, die Häupter aller Kabinete waren ja hier vereint.

Um sechs Uhr Morgens — Dienstags am siebenten März — kam ein Courier und brachte eine mit „dringend" bezeichnete Depesche.

Der Kammerdiener gedachte wohl der erhaltenen Weisung, glaubte jedoch dieses Mal dem Befehle entgegenhandeln zu müssen und begab sich mit der Depesche zum Fürsten.

Der Fürst, kaum zwei Stunden zu Bette und der Ruhe sehr bedürftig, las auf dem Umschlage die Worte: „Vom kaiserlich königlichen Generalkonsulate zu Genua," hielt die Depesche nicht für wichtig, legte sie uneröffnet auf das nebenstehende Nachttischchen und wollte weiter schlafen; allein einmal gestört, konnte er den Schlaf nicht recht wieder finden, er erhob sich — es war halb acht Uhr und öffnete die Depesche.

Der österreichische Konsul in Genua meldete in wenigen Zeilen:

„Der englische Kommissär Campbell sei so eben im Hafen von Genua erschienen, wo er sich erkundigte, ob Napoleon sich da nicht habe blicken lassen, denn von Elba sei er verschwunden. Da Campbell eine verneinende Antwort erhielt, so ging er mit seiner Fregatte ungesäumt wieder zur See."

Fürst Metternich hatte diese verhängnißvolle Nachricht kaum gelesen, als er sich schleunigst ankleiden ließ

und noch vor acht Uhr betrat er die kaiserlichen Appartements.

Kaiser Franz las den Bericht und mit der ihm eigenen Ruhe und Fassung erwiederte er:

„Napoleon scheint den Abenteurer spielen zu wollen, das ist seine Sache, die Unsere ist, die Ruhe, welche er Jahre lang störte, der Welt zu sichern. Gehen Sie ohne Verzug zu dem Kaiser von Rußland und dem Könige von Preußen!“

Der Fürst beeilte sich der Weisung des Monarchen nachzukommen.

An demselben Morgen.

Herr von Talleyrand hatte eben die Nachtvorhänge seines Bettes zurückgeschoben.

Der Fürst liebte es, nach dem Beispiele der regierenden Fürsten ein Lever zu halten, bei welchem er seine vertrautesten Freunde um sich versammelte; dies war auch heute der Fall.

Neben dem Bette zu seinen Füßen saß Madame Edmund von Perigord, seine reizende Nichte.

Die Unterhaltung war eine sehr launige.

Die herrliche Gräfin erzählte dem Onkel eben, daß heute bei der Fürstin Metternich die Probe einer Komödie stattfinden werde, bei welcher Probe auch sie gegenwärtig sein müsse.

„Wie heißt Ihre Komödie?“ fragte der Diplomat lächelnd.

„Der Taube oder die volle Herberge“, lautete die Antwort.

„Wann findet die Darstellung statt."

„Nächster Tage."

„Und heute, heute werden wir ja auch etwas zu sehen bekommen."

„Heute, antwortete die anmuthige Gräfin, heute geben wir den „Barbier von Sevilla" und dazu ein Vaudeville."

„Wie heißt dieses Vaudeville?"

„Der unterbrochene Tanz."

„Ein hübscher Titel, das Stück mag sehr ergötzlich sein."

„Oh gewiß, Sie werden sich dabei vortrefflich amusiren."

Die Gräfin zu dem eintretenden Diener: „Was gibt es, Jules?"

„Ein Billet, Madame!"

„Von wem?"

„Vom Fürsten Metternich."

„Man wird mir ohne Zweifel die Stunde anzeigen, sagte der Fürst, wann heute der Kongreß Sitzung hält. Ich bitte Madame, öffnen Sie das Billet und lesen Sie es."

Die Gräfin erbrach mit den feinen durchsichtigen Fingern das Siegel, las und erschrack.

„Was gibt es, Madame?"

„Bonaparte hat die Insel Elba verlassen!" las die Gräfin und in einem Athem rief sie aus, mehr besorgt für die Unterbrechung der Feste und Triumphe ihrer Schönheit, als für die Erschütterung der Reiche.

„Er hat Elba verlassen, ach mein Onkel, was wird aus meiner Probe werden?“

Herr von Talleyrand, ohne nur eine Muskel zu regen, ohne seine lächelnde Miene auch nur um eine Haarbreite zu ändern, erwiederte:

„Beruhigen Sie sich, Madame, Ihre Probe wird stattfinden!“

Einige Stunden später als der österreichische langte auch der englische Courier an.

Er war von Lord Burgheß aus Florenz abgesendet, und brachte dieselbe Nachricht, der englische Konsul von Livorno hatte sie nach Florenz gelangen lassen.

Lord Stewart empfing die Depesche und begab sich mit derselben unverzüglich zu Wellington.

Um zehn Uhr wurde die Hiobspost bereits in den höchsten Kreisen komentirt, die hohen Schiedsrichter des Kongresses wünschten jedoch, daß die Nachricht nicht allgemein bekannt werde, bevor sie nicht einige von der Wichtigkeit der Sache diktirte Maßregeln genommen.

Die Flucht Napoleons war gewiß, aber wohin hatte er sich gewendet?

Nach den Vereinigten Staaten, oder nach dem Orient, nach Italien, nach der Schweiz, oder nach Frankreich?

Im Laufe des Tages verbreitete sich die Kunde des Ereignisses in der Stadt; wie ein Lauffeuer ging es von Mund zu Mund: „Napoleon ist von Elba entflohen!“ oder wie es in den untern Schichten hieß: „Der Bonapart' ist schapirt.“

Der Eindruck war ein ungeheurer, Jedermann fühlte, daß dieser Schlag eine Schicksalswendung werden könne und daß der Kongreß — wenn Napoleon sein altes Glück wieder fand — fünf Monate lang vergebens getagt habe.

Die theatralische Vorstellung der fürstlichen Dillettanten in der kaiserlichen Burg fand am Abende trotzdem statt, die Gesellschaft war zahlreich und glänzend, der Aufwand und die Pracht ließen keine Veränderung erkennen, aber es fehlte jene Behaglichkeit, jene unbekümmert frohe Laune, die man bisher nie vermißte; Wölkchen jagten flüchtig über die diplomatischen Stirnen, es bildeten sich Gruppen im königlichen Parterre und flüsterten leise mit einander.

„Sehen Sie nur dort den Fürsten Metternich, sagte Herr von Pozzo di Borgo zum General Witt, er ist so ruhig, als ob Napoleon auf Elba säße und in den dortigen Bergschachten herumspazierte".

„Der Fürst unterschätzt deshalb die Gefahr nicht," antwortete Witt; als er heute mit Talleyrand zusammentraf, führten sie folgendes lakonische Gespräch:

„Wissen Sie, wohin Napoleon entflohen ist?" fragte Talleyrand.

„Der Rapport meldet nichts davon."

„Er mag nach Italien gesegelt sein, und gedenkt vielleicht die Schweiz zu erreichen."

„Ich sage Ihnen, er geht geraden Weges nach Paris."

„Das ist nicht möglich, rief Herr von Pozzo, Fürst

Metternich täuscht sich, wenn Napoleon nur Einen Fuß auf französischen Boden setzt, so knüpfen ihn die Franzosen auf."

Der Herzog von Dallberg, der an der Seite des Herrn von Humboldt dieses Gespräch mit anhörte, lächelte und raunte diesem zu:

„Der Herr von Pozzo mag vielleicht ein guter Diplomat sein, aber er ist ein herzlich schlechter Prophet. Napoleon wird binnen Kurzem in Paris sein."

„Mir ist's recht, antwortete Humboldt, es geht vortrefflich, das gibt Bewegung!"

„Wissen Sie, daß heute Mittags noch ein englischer Courier ankam, der am 2. Morgens Genua verließ?"

„Ich weiß es, bald darauf kam auch noch ein österreichischer, beide brachten jedoch nichts mit als die Bestätigung der Hiobspost."

In diesem Momente bemerkte man im Parterre eine Bewegung, die vom Platze, den Kaiser Alexander einnahm, ausging und sich langsam durch den Saal fortpflanzte.

Es war offenbar, der Czar hatte dem neben ihm sitzenden Könige von Preußen etwas zugelispelt, vielleicht absichtlich so laut, daß die rückwärts Sitzenden es hören mußten und das kaiserliche Wort pflanzte sich nun von Mund zu Mund durch den Saal fort.

„Haben Sie gehört, was der Kaiser Alexander vor einer Weile zum Könige von Preußen sagte?"

„Nun, was denn?"

„Er sagte, das Ereigniß werde ein geringes sein, wenn man es als ein solches behandle."

„Das kaiserliche Wort ist geistreich, aber nicht wahr. Das Unterschätzen der Ereignisse hat noch nie Nutzen und fast immer Schaden gebracht, man soll Fliegen nicht mit Kanonen jagen, aber Napoleon ist keine Fliege.

„Im ganzen Kongresse kommt diese Flucht Niemanden erwünschter wie den Vertretern der Bourbonen in Sicilien."

„Wie so dies?"

„Sie sagen, Bonaparte hätte ihnen nicht besser dienen können, er könne sich nirgends hinwenden als nach Neapel und dies würde den Kongreß in die Nothwendigkeit versetzen, endlich Maßregeln zur Vertreibung Murats, des Usurpators, zu ergreifen."

„Wie denkt Herr von Talleyrand von dieser Angelegenheit?"

„Als ich heute mit ihm zusammentraf, antwortete der Herzog von Dallberg, lächelte er mir zu und sagte: „Napoleon hat sich in der Stunde getäuscht!" Und in Wirklichkeit liegt in diesen Worten der magische Schlüssel des Ereignisses. Was Napoleon auch immer unternehmen mag, er findet zu seinem Unglücke den Kongreß noch immer beisammen und darauf scheint er nicht gerechnet zu haben. Was hier in einer Stunde verabredet, ausgeglichen und beschlossen wird, dazu bedürfte es, ohne diese Einheit des Ortes, Wochen oder Monate; die nachdrückliche Kraft des Zusammenseins ist unersetzbar. Der Kongreß war uneinig und auf dem Punkte auseinander zu gehen: hätte Napo-

leon Letzteres abgewartet, Ersteres würde nicht zu Stande gekommen sein; jetzt aber wird die gemeinsame Gefahr Alle vereinigen. Talleyrand hatte also ganz recht, wenn er sagte: „Napoleon hat sich in der Stunde getäuscht!" ... Uebrigens ist der Fürst keineswegs der Meinung Alexanders, daß Ereigniß werde ein geringes sein, wenn man es als ein solches behandle, er schrieb sogleich an den König in Paris, er möchte der Armee nicht vertrauen, nicht sehr auf Frankreich rechnen, dasselbe vertheidigen, ohne es zu zerreißen, und nicht an seinen Verbündeten zweifeln. Ich will nicht behaupten, daß eine Verschwörung der Anhänger Napoleons bestehe, von welcher die hiesige Polizei Kenntniß haben will, allein Intriguen, deren Seele die Königin von Holland ist, dürften kaum zu leugnen sein. Man erzählt sich offen und unverholen, daß Madame Hortensia im August in den Bädern von Baden mit der Frau von Krüdener zusammentraf und diese mystische Schwärmerin ihr die Rückkehr Napoleons prophezeite. Sie können sich daher vorstellen, daß uns die Freundschaft Alexanders zu dem Prinzen Eugen, Hortensia's Bruder, nicht sehr angenehm ist; Alexanders Vertraulichkeit mit dem Prinzen mag sehr edel sein, aber unklug ist sie jedenfalls. Die Bourbonen haben keinen gefährlicheren Gegner als die Vorliebe Alexanders für die Familie Napoleons, in welcher er fast zur Parteilichkeit gegen die Bourbonen geht; es steht indessen in dieser Hinsicht keine zu weite Abirrung zu fürchten, die Einsicht des Grafen von Nesselrode, so wie der blinde Haß des Herrn von Pozzo di Borgo sind vortreffliche Dämpfer und Alexander wird,

wenn auch mit Widerstreben, der Vereinigung für die Bourbonen erhalten bleiben.

Die armen fürstlichen Schauspieler, während sie sich bestrebten, ihre Rollen so gut als möglich zu spielen, gab es heute wenig aufmerksame und noch weniger empfängliche Zuschauer für sie.

So wie die Herren Pozzo di Borgo und Witt, so wie der Herzog von Dallberg und Herr von Humboldt, so lispelten auch Andere mit einander und man sah, wie Manche, die eifrig mit einander sprachen, und ganz gewiß nicht auf die Komödie horchten, als sie Beifall klatschen hörten, aus pflichtschuldiger Ehrfurcht mechanisch mit applaudirten, ohne zu wissen, wem der Beifall gelte.

Unter allen Anwesenden gab es aber dennoch einen Mann, der vollkommen ruhig, vollkommen unbefangen war, der, man gestatte uns den Ausdruck, mit Leib und Seele der Komödie angehörte.

Dieser Mann war der Herzog von Wellington!

Für ihn gab es in diesem Momente kein leeres Löwennest Elba genannt, keine Napoleonische Flucht, keine Gefahr.

In den Anblick des Schauspiels versunken, hatte er in diesem Momente nur die Kunst und die Schönheit vor den Augen, ergötzte sich an dem trefflichen Spiele und dachte vielleicht an die Grassini.

Wer kann es wissen, woran große Männer in gewissen Augenblicken denken?

Der Herzog von Wellington war: ein Soldat ohne Hinterseite und ein Diplomat ohne Flanken.

Fürst Hardenberg, der im kaiserlichen Schauspiel sein Nachbar war, versuchte oft, ihn in ein Gespräch zu verwickeln, um seine Meinung über das Ereigniß des Tages zu erfahren.

Wellington wich eine Weile der Zumuthung aus, als er jedoch ohne unhöflich zu sein, nicht mehr widerstehen konnte, sagte er kurz: „Napoleon geht seiner Bestimmung entgegen!"

„Seiner Bestimmung? Diese kann aber doch nur sein Untergang sein?" meinte Hardenberg.

„Wenn auch," erwiederte Wellington, große Männer sind Meteore, sie müssen verbrennen, damit sie leuchten."

Der preußische Minister war über diese Aeußerung aus dem Munde eines Engländers, und noch dazu aus Wellingtons Munde erstaunt, er mochte in diesem Momente nicht bedenken, daß Arthur von Wellesley früher Soldat war, bevor der Herzog von Wellington und damit Diplomat wurde.

Das Schauspiel ging zu Ende und mit ihm der verhängnißvolle Tag.

Am andern Morgen, es war am 8. März, hoffte die gefolterte Welt das Ereigniß gedruckt zu lesen, und die Strauß'sche Offizin, damals am „Peter-Platz" im „Auge Gottes" etablirt, war ordentlich umlagert, bis die Ausgabe des „Oesterreichischen Beobachters" erfolgte."

Endlich fand sie statt, aber der „Beobachter" war stumm wie ein Fisch; er, der sich an Talleyrands Maxime hielt, Worte seien dem Menschen — folglich auch einer

Zeitung, folgerte der Beobachter — gegeben, um seine Gedanken zu verhehlen, er brachte heute nicht einmal Worte über das wichtige Ereigniß.

Am Abende dieses Tages reisten die Fürsten *Metternich* und *Talleyrand*, und der Herzog von *Wellington* nach Preßburg zum Könige von Sachsen, und am folgenden Vormittage verließ ~~man~~ die Kaiserin von Rußland die Residenz des Kongresses.

An diesem Tage, es war Donnerstag am 9. März ein regnerischer trüber Tag, las man im „Oesterreichischen Beobachter“ folgende Zeilen:

„*Livorno*, am 1. März. Nachrichten zufolge, welche „wir von der See erhalten, hat sich Napoleon in der Nacht „vom 26. auf den 27. v. M. mit einigen hundert Mann „Truppen auf der „l'Inconstante“ und vier Feluken ein„geschifft. Die englischen und französischen Kreuzer haben „ihm sogleich nachgesetzt, und man erwartet bald fernere „Nachrichten über diese abenteuerliche Fahrt, deren Rich„tung noch unbekannt ist.“

Das war die erste offizielle Kundgebung über das Ereigniß der Entweichung von Elba.

Die „abenteuerliche Fahrt“ im „Beobachter“ lieferte den Beleg, wie unrichtig man damals in gewissen Kreisen noch immer über Napoleon urtheilte, trotzdem man bereits zwanzig Jahre mit ihm zu thun hatte.

Bei Männern wie Napoleon gibt es keine *Abenteuer*, da ist jeder Schritt ein *Ereigniß*.

Denjenigen, vor dem man heimlich zittert, öffentlich gering achten, oder sich den Anschein geben, als ob man

es thue, das mag vielleicht im Momente der Eigenliebe kitzeln, der Nachgeschmack ist jedoch um so bitterer.

Die „abenteuerliche" Fahrt Napoleons nennt die Geschichte eine seiner Wunderthaten.

Neuntes Kapitel.

Der Verfasser bestrebt sich, seinen liebenswürdigen Leserinnen Freude zu machen.

Womit kann ein Autor seinen Leserinnen eine Freude machen?

Wenn er sein schlechtes Buch schließt! würde ein Spaßvogel antworten.

Wir bedauern auf diesen Vorschlag vor der Hand noch verzichten zu müssen, wir sind zwar dem Ende sehr nahe, allein unser Gemälde schließen, können wir doch noch nicht; ob gut oder schlecht, wir wollen es ordentlich zu Ende führen, wie es die Pflicht eines gewissenhaften Erzählers erheischt, der wie ein guter Restaurateur den Appetit seiner Gäste nicht nur reizen, sondern auch befriedigen muß.

Vom Schließen ist also vor der Hand noch keine

Rede, aber wir wollen unseren liebenswürdigen Leserinnen eine andere Freude machen, Sie sollen — einer Verlobung beiwohnen!

Wo gibt es eine Romanleserin, die sich nicht herzlich freute, wenn die Personen, die im Verlaufe der Erzählung ihre Theilnahme gewannen, die ihr Interesse erregten, endlich dem erwünschten Ziele nahen, dem schützenden Hafen, dem die Wünsche jedes Mädchenherzens zusteuern, und wo über kurz oder lang endlich Alle anlangen bis auf die Wenigen, welche zum warnenden Beispiele übrig bleiben.

Wo gibt es eine Leserin, die sich nicht herzlich freute, wenn am Ende des Romans verlobt und geheiratet wird?

Wo lebt der barbarische Autor, der es wagte, die empfindsamen Herzen vier Bände lang mitleiden zu lassen, ohne ihnen die Satisfaktion eines sogenannten „glücklichen" Ausganges als Ersatz zu bieten?

Oh, jener Wiener Taschenbuch-Verleger, der in seinen goldgeränderten Büchlein keine Erzählnng aufnahm, die nicht „glücklich" endete, war ein feiner Kopf, er hatte sein Publikum studirt, er erkannte die Bedürfnisse des schöneren, aber auch schwächeren Geschlechtes.

Darum folgen Sie uns also, reizende Leserin, wir haben Sie so viele Prachtfeste des Kongresses schauen lassen, begnügen Sie sich heute mit einer einfachen bürgerlichen Familientafel.

Die Scene ist im Hotel des „Landwehrmannes"

auf der Laimgrube in derselben Stube, welche die deutschböhmischen Zwillinge zuerst beherbergte.

Diese Stnbe ist aber heute martialisch aufgeputzt.

In der Mitte steht ein Tisch mit zehn Gedecken, Tischlinnen und Servietten, weiß wie Schwanengefieder, auf dem Tische ein mächtiger Strauß von natürlichen Blumen, ein Beitrag des Herrn Balthasar Kern, welchen er, seiner Angabe nach, vom Fürsten Liechtenstein, wahrscheinlich aber von dessen Gärtner, für den Unterricht eines Vogels erhalten hat.

An der oberen Wand hängt ein Bild, ein gräuliches Patzwerk, darstellend einen Landwehrmann in ganzer Figur, dies sollte Herr Johann Sinzinger sein; keine Ahnung einer Aehnlichkeit!

Frau Rosl hielt es aber dennoch hoch in Ehren und bekränzte es bei jeder festlichen Gelegenheit, was auch heute der Fall war.

Neben dem Bilde hing der graue Landwehrrock und der gewisse Hut, die schönen Ueberreste des Sinzinger'schen Heldenthums.

Napoleon datirte seinen Rock und Hut von Austerlitz, Herr Sinzinger von Ebelsberg.

Wenn die Stabsrosl diese Reliquien aus der Tiefe der Schieblade herausgrub, wurde ihr „Herz“ weich, eine „Melancholie“ trübte das Vollmondsgesicht der Wirthin und Bilder der Vergangenheit zogen an ihrem Stabsgeiste vorüber und verlebendigten die Tage der Gefahr und des Heldenthums.

Was aber hatte der feierliche Aufputz dieser Stube

zu bedeuten? Diese festliche Tafel in dem Extragemache der Sinzingerischen Wohnung.

Hören wir:

Die Landwehrleute, mit den deutsch-böhmischen Zwillingen ausgesöhnt, ließen es sich nicht nehmen, die jungen Leute sammt Frau Agnes und deren Tochter zu sich zu laden, und echt landwehrmännisch zu bewirthen.

Alte Freundschaft rostet eben so wenig wie alte Liebe.

Bei dieser Gelegenheit, so wurde ferner heimlich beschlossen, solle Josef, um die Hand Paulinens „offiziell" werben und etwaige Bedenken der Mutter im Sturme weggeräumt werden.

War die mütterliche Zustimmung erlangt, so solle auch augenblicklich die Verlobung vor sich gehen und zwar deshalb in diesem Zimmer, weil der junge Freier hier seine erste Unterkunft fand.

Eine Art Pietät, auf welche die Stabsrosl sehr große Stücke hielt.

Daß Herr Balthasar Kern mit im Komplotte war, beweist der Blumenstrauß auf dem Tische. Der angebliche Täufling des Marschalls Loudon war glücklich, wenn er den Geschwistern eine Freude machen konnte, er hielt zu ihnen wie ein naher Verwandter, wie ein echter Freund.

Er machte dem schönen Mädchen noch immer den Hof, aber nicht stürmisch, wie ein junger Liebhaber, sondern modest und gelassen, wie ein bejahrter Mann der der Schönheit huldigt, ohne nach ihrem Besitze zu streben.

An dem Tage, wo das kleine Familienfest gefeiert werden sollte, ging es im Landwehrmann drunter und

drüber; in der Küche dampfte und brodelte es und aromatische Odeurs durchräucherten das ganze Haus, als ob es eine Kontumaz-Anstalt wäre.

Frau Rosl hatte für heute das Küchen- und Schenkenkommando nachbarlichen Kräften anvertraut, um sich in großen Staat zu werfen.

Herr Kern war herausgeputzt wie immer, wenn er zum Fürsten Metternich oder Schwarzenberg zu Tische ging; Herr Sinzinger ließ heute wie an großen Festtagen seine Kanonenstiefel bis zur höchsten Kante hinauf wichsen, zog seinen kameelgrauen Feiertagsrock mit den mächtigen Stahlknöpfen an, seine Phantasie-Weste und sein himmelblaues Halstuch.

Am großartigsten anzuschauen war aber die Landwehrwirthin.

Herrgott, hieß es in der Nachbarschaft, hast Du heute schon die Stabsrosl gesehen?

Eine Nachbarin die Hände über dem Kopfe zusammenschlagend: „O je, ist die Stabsrosl heut' aufgedonnert!"

„Am End' zieht sie wieder ins Feld!"

„Na ja, der Bonapart' ist den Anderen ausgekommen, vielleicht brauchen's wieder eine Landwehr!"

„Die Stabsrosl schaut auch schon ganz parademäßig aus. Die ziegelrothen Bänder!"

„Das zinnoberrothe Kleid!"

„Die Kropfperlen!"

„Die zimmermannsmäßigen Ohrringe!"

„Die breite Binde!"

O „Jegerl", die ist schön!

In diesem spöttischen Tone ging es fort, aber die Landwehristin achtete des Neides und der Böswilligkeit nicht, sie blieb unerschütterlich wie der Elephant, wenn eine Maus zu seinen Füßen krabbelt.

Der festliche Tisch enthielt, wie wir bereits erwähnten, zehn Gedecke.

Die zehn glücklichen Theilnehmer des Mahls waren:

Frau Agnes Bergmann, Pauline, die Zwillinge, das Landwehrpaar, Herr Kern, ein Herr Rudolf, mit Paulinens Mutter verwandt und endlich das Ehepaar Stockinger, innig befreundet mit den Landwehrleuten, welche Freundschaft sich noch aus der Franzosenzeit datirte

Herr Stockinger war nämlich Wachtmeister beim Fuhrwesen, gehörte zur Batterie-Bespannung, man vergebe uns diese militärische Bezeichnung, der bei der Wiener Landwehr eingetheilten Geschütze.

Hier lernte er das Sinzingersche Ehepaar kennen und die Feinde der Stabsrosl munkelten sich Verschiedenes ins Ohr, von wachtmeisterischen Inklinationen, woran aber wenig Wahres sein mochte.

Eines jedoch läßt sich nicht leugnen, nämlich die Vorliebe dieser Dame für Männer so lange sie zu Pferde saßen; ob diese Vorliebe noch fortdauerte, wenn sie schon abgesessen waren, wagen wir nicht zu behaupten.

Frau Rosl rief in ihren dünneren Jahren — seitdem wurde sie ein bischen zu wohlbeleibt — sehr oft:

„Ein prächtiger Mensch, er reitet wie der Teufel!“ niemals aber hörte man sie sagen: „Er marschirt wie der Teufel!“

Wie sich die Sache mit dem strammen Wachtmeister auch verhalten mag, das Band der Freundschaft zog sich von den Schlachtfeldern bis nach Wien, wo Herr Sinzinger eine Gastwirthschaft und der Wachtmeister ein Fiakergeschäft etablirte.

Herr Stockinger hauste im sogenannten „Fiakerdörfel" am Schottenfeld, heiratete ein mageres Bürgerkind mit einem fetten Geldsack und kutschirte lustig und wohlgemuth durchs Leben.

Die Geladenen fanden sich pünktlich ein, die Landwehrleute machten die Honneurs so nobel als sie es vermochten.

Die ehemaligen Militärs präsentirten sich der Offiziers-Witwe mit soldatischem Anstande, wobei Frau Rosl einen respektablen Knix machte und mit patriotischem Selbstgefühle die Worte sprach: „Habe auch die Ehre gehabt, dabei gewesen zu sein!"

Man setzte sich zu Tische, obenan Frau Agnes, ihr zur Rechten Josef, zur Linken Pauline, an deren Seite Josefine und Herr Rudolf.

Der ehemalige Wachtmeister hatte die Landwehrwirthin zur Nachbarin und Herr Sinzinger die Gattin des Freundes.

Dieser führte während des Mahles das Wort und unterhielt die Gesellschaft; dazu gehörte aber kein besonderer Aufwand von Humor, denn der Frohmuth lacht leicht und wer gerne tanzt, dem ist leicht aufzuspielen.

Die Anwesenden waren alle so herzensvergnügt, daß sie sich auch ohne Herrn Stockinger amusirt hätten.

„Die Küche der Stabsrosl, der Keller des Landwehristen fanden verdiente Anerkennung, je weiter das Mahl fortschritt, desto munterer wurde man, und bald begann man in echt wienerischer Weise „Gesundheiten“ zu trinken.“

Das erste „Lebe hoch“ galt der Frau Bergmann, das zweite dem Landwehrpaare; darauf ergriff Herr Einzinger das volle Glas und sprach mit landwehrmännlicher Würde: Wer meiner Meinung ist, ergreife das Gewehr. Ich bringe ein Lebehoch aus, der Liebe, es lebe, was sich liebt!

Josef wurde verlegen, Pauline erröthete.

Alles sah Frau Bergmann an.

Die Stabsrosl übernahm das Amt des Dollmetschs.

„Gnädige Frau, begann sie, ich bin, bevor ich gegen den Bonaparte ausmarschirte, auch jung gewesen, ich habe meinen Hanns geliebt und bin mit ihm glücklich geworden. Alle Frauenzimmer können jedoch nicht vor dem Feind dienen wie ich, aber sie können heiraten, wenn sie Jemanden finden, der es mit ihnen aufrichtig meint, und das glaube ich ist bei Herrn Josef und Fräulein Pauline der Fall.“

Die Witwe stellte sich überrascht, denn welchem Mutterauge entginge eine so wichtige Umgestaltung in dem Herzen der Tochter?

Sie sprach von Kinderjahren, Jugend, und wies auf die Zukunft hin, aber die Verschworenen das Palastes stürmten muthig heran und die Mutter gab nach, sie war ja gar nicht gewillt, ernstlich zu widerstehen. Sie billigte die gegenseitige Wahl und setzte eine dreijährige Frist fest, binnen welcher der junge Mensch sich in Wien eine Exi-

stenz gründen solle, wozu sie ihm ihre mütterliche Beihilfe versprach.“

„Allgemeiner Zuruf folgte dieser Zustimmung, ein Zuruf, der sogar Herrn Balthasar enthusiasmirte, so daß er sich erhob und sprach:“

-Ich weiß diesen schönen Augenblick nicht feierlicher zu begehen, als indem ich die Thüre öffne, welche meine Stube von diesem Zimmer trennt und der hochverehrten Gesellschaft den Genuß einer Produktion verschaffe, wie er ihr gewiß noch nie zu Theil wurde. Meine sämmtlichen Schüler sollen eine Probe ihres Wissens abegen, so wahr ich Balthasar Kern heiße und der Einzige in Wien bin der es versteht, Vögel kunstgerecht einzuschulen.

Nach diesen Worten eilte er zur Thüre und sperrte sie auf.

Dann nahm er aus der Ecke eine Drehorgel und begann zu leiern.

Kaum hörten die Vögel das ihnen vielbekannte und vielleicht auch vielbeliebte — wer kennt den Geschmack eines Kanarienvogels — „Nur langsam voran“, so begann der Eine zu zwitschern, der Andere folgte, der Dritte blieb nicht zurück, das Gezwitscher ging in Pfeifen über und bald wiederhallte die Stube von einem schrillenden Lärm, von einem Tonchaos, aus welchem kein menschlich Ohr — das des Herrn Balthasar Kern etwa ausgenommen — irgend eine Melodie, oder mindenstens eine Ahnung davon herausfinden konnte.

Der Pädagog leierte fort und horchte mit geschlossenem Auge dem Gesange seiner Vögel, er kannte jeden

einzelnen an seiner Stimme und lauschte mit Entzücken, die Züge seines Antlitzes waren verklärt, alle seine Sinne hatten sich in seinem Ohre concentrirt, damit ihm ja kein Ton entgehe.

Herr Stockinger mischte endlich seinen Beifall in den heillosen Lärm, die Andern klatschten ebenfalls und riefen lachend: „Bravo!“ dies weckte den Pädagogen aus seinem Delirium und die Singproduktion war zu Ende.

Nun begann die Sprachprüfung.

Um von keinem der Sänger gestört zu werden, verdeckte Herr Kern ihre Käfige mit Tüchern und nahte sich dem Staar; dieser sah den Meister verwundert an und fächelte mit dem Schweife.

„Nun zu Dir, mein Sohn,“ begann der Pädagog, „sei hübsch artig und folgsam. Sprich, mein Sohn: „Vivat Alexander!“ nun sprich, vi-vat, sprich: Vi-vat, vi-vat, vi-vat!“

Der Staar stieß einige Töne hervor, bei welchen nur der Pädagog in Beifall ausbrach.

„Bravo,“ rief er, „bravo, mein Sohn, schön gesprochen, klug gesprochen.“

Zur Gesellschaft: „Haben Sie sein „Vivat“ gehört?“

„Ja, ja!“ riefen Alle lachend aus:

„Doch jetzt ists genug,“ sagte Herr Stockinger, „man muß die Vögel nicht zu sehr strapaziren.“

Kern, mit dem glänzenden Erfolge zufrieden, schloß die Thüre und nahm seinen Platz ein.

Die Tafel befand sich im besten Gange als ein Herr

und eine Dame eintraten, welche den Anwesenden unbekannt waren.

Ihr Besuch galt dem jungen Flötenspieler.

Der Herr begann:

„Wir bitten die werthe Gesellschaft, es nicht ungütig zu nehmen, wenn wir Sie auf einige Minuten stören. Wir wünschen blos Herrn Josef Feilhart kennen zu lernen.“

Josef erhob und verneigt sich.

„Sie sind also der junge Mann, der Herrn Raily einen Brief übergab, den Sie im Gasthofe zu Hollabrunn fanden?“

„Ja, mein Herr.“

„So erfahren Sie denn, ich heiße Achille Monteron.“

Josef und Josefine sahen nun Denjenigen vor sich, der eigentlich die Veranlassung war, daß sie zum Kongreß zogen.

„Ach, mein Herr,“ antwortete Josef, „ich habe an jenen Brief einige Hoffnungen geknüpft, die sich aber nicht realisirten. Ich wußte Sie nicht zu finden und übergab den Brief Herrn Raily.“

„Ich weiß es bereits, Herr Raily hat einen niederträchtigen Gebrauch von dem Briefe gemacht. Sie würden mir großen Kummer erspart haben, wenn Sie ihm weniger vertraut hätten.“

„Ach, wie konnte ich wissen.“

„Die Gefahr ist besiegt und ich komme Sie blos zu

bitten, von nun an dieses Briefes nicht mehr zu erwähnen, denn er ist vernichtet."

„Ach, mein Herr, Sie zürnen mir doch nicht?"

„Warum sollte ich Ihnen zürnen? Sie kannten die Wichtigkeit des Briefes nicht, und daß Sie im Unglücke sich an Raily wandten, ist ein Beweis des Vertrauens, welches Sie in einen Unbekannten setzten; wir treffen uns zu spät; als ich Ihrer ersten Produktion in der Praterhütte beiwohnte ..."

„Bitte um Vergebung," unterbrach die Stabsrosl verletzt den Sprecher, „jene Praterhütte ist mein Gasthaus!"

Montferon lächelte und verbesserte sich:

„Als ich Sie in jenem Gasthause zum ersten Male hörte, ahnte ich freilich nicht, daß es unser beiderseitiges Interesse erheische, uns kennen zu lernen, das Glück hat mir indessen wohl gewollt, es ist daher billig, daß auch Sie keine Einbuße leiden. Sie und Ihre Schwester besitzen musikalisches Talent, Wien ist der Ort, wo Sie dies ausbilden können und ich biete Ihnen die Mittel dazu. Nehmen Sie von zwei überglücklichen Menschen diese Summe, deren Rente Ihnen und Ihrer Schwester eine sorglose Zukunft bereiten wird."

„Herr von Montferon!" riefen die Geschwister in freudiger Bestürzung.

„Weigern Sie sich nicht," nahm nun Theodora, die Begleiterin Achille's, das Wort, „wir müssen uns dem Himmel für die Gnade, die er uns bewies, dankbar bezeigen, und dies thun wir am besten, wenn wir Ihnen eine ange-

nehme Zukunft bereiten. Sie haben als arme unbekannte Spielleute im Kampfe mit den Mühen des Lebens die Bahn der Tugend nicht verlassen, Sie werden es um so weniger thun, wenn die Ruhe und Zufriedenheit eines häuslichen Lebens Sie umgeben wird. Bewahren Sie uns ein freundliches Andenken und denken Sie oft an Diejenigen, die mit Vergnügen zu Ihrem Glücke beitragen. Leben Sie wohl!"

„Leben Sie wohl!" rief auch der Marquis und verließ mit Theodora die Stube.

Die Zurückgebliebenen waren erstaunt; als sie von ihrer Verwunderung zurück kamen, brach der Jubel los.

Josefine schwamm in Thränen.

Josef hielt die Mutter der Geliebten in den Armen.

Herr Sinzinger rief: „Viktoria, jetzt kanns losgeh'n!"

Frau Rosl aber reichte dem ehemaligen Wachtmeister die Hand und rief:

„Kriegskamerad, unsere Kinder haben Glück!"

Dann nahm sie ihr Glas und brachte den Toast aus:

„Nieder mit dem Bonapart, die deutschböhmischen Zwillinge sollen leben!"

Zehntes Kapitel.

Von Elba bis Paris.

Die ganze Geschichte Napoleons, selbst seine Großthaten in Italien treten in den Hintergrund vor seinem Wunderzug von Elba nach Paris.

Am 26. ~~Oktober~~ gab die Fürstin Pauline Borghese, welche den kaiserlichen Bruder in sein Exil begleitet hatte, einen Ball, dem Napoleon beiwohnte.

Die ganze vornehme Welt von Elba war anwesend, Napoleon unterhielt sich namentlich mit den anwesenden Fremden, worunter englische Reisende.

Erst spät in der Nacht verließ er von Bertrand und Drouet begleitet, das Fest und ertheilte Ihnen die Befehle zur Abreise und zur Einschiffung seiner Garde für den nächsten Morgen.

Napoleon bestieg die Schaluppe l'Inconstant (der Unbeständige) ihm folgten der Jubel der Insulaner, die Thränen der Schwester und der Donner der Kanonen.

Es war festgesetzt, daß französische und englische Kreuzer den hohen Exilirten in Elba beobachten sollen, Frankreich vernachlässigte zu thun, wozu es sich anheischig gemacht hatte und der englische Befehlshaber befand sich im Dienst der Minne bei einem Feste zu Florenz, während

seine Fregatte auf der Rhede von Livorno vor Anker lag, das Meer war demnach frei und die Flotille trug den neuen Cäsar und sein Glück.

Napoleon, von den Generälen umgeben, musterte die eingeschifften Truppen, und um ihnen jene Zuversicht, jene Hoffnungsfreudigkeit einzuflößen, die er selbst besaß, rief er ihnen zu:

„Soldaten, wir gehen nach Frankreich, wir gehen nach Paris!“

„Nach Frankreich, nach Frankreich!“ riefen vier hundert Grenadiere.

„Es lebe Frankreich, es lebe der Kaiser!“ erscholl es wie aus Einem Munde.

In der Nacht versammelte der Kaiser die Befehlshaber in seiner Kajüte und dictirte ihnen jene inflamirenden Proklamationen „an die Armee“ und „an das Volk“ welche voraus fliegen und auf seine Ankunft vorbereiten sollten.

Da man keine Presse zur Verfügung hatte, so wurden alle Soldaten, die des Schreibens kundig waren zum Kopiren dieser Proklamationen verwendet, tausende von Abschriften lagen bereit, um bei der Ausschiffung an das Volk vertheilt zu werden.

Anfangs herrschte Windstille, die Flotille segelte sehr langsam, die Marine-Offiziere riethen umzukehren und in Porto-Ferrajo günstigeren Wind abzuwarten, Napoleon weigerte sich dessen, und ließ zur Erleichterung der Fahrzeuge, das Gepäck seiner kleinen Armee über Bord werfen.

Man befand sich eben in der Höhe von Liverno, als eine französische Kriegsbrigg auf die Flotille zusegelte.

Es war der Zephyr von Kapitain Andrieux befehligt.

Einem Flüchtigen, der die Welt zum Feind und zum Aufseher hat, ist jede Begegnung gefährlich.

Die Grenadiere beschworen den Kaiser, das französische Schiff anzusprechen und für sich zu gewinnen.

Napoleon, verweigerte dieß und befahl den Soldaten sich im Unterraume der Schiffe zu verbergen.

Als die Kriegsbrigg sich auf Stimmweite näherte, wechselten die Befehlshaber vermittelst der Sprachröhre einige Worte.

Kapitän Andrieux, erkundigte sich arglos nach den Befinden des Kaisers.

Napoleon trat selbst an das Sprachrohr und antwortete:

„Der Kaiser befindet sich vollkommen wohl!"

Die beiden Schiffe waren bald wieder auseinander.

Später versetzte ein anderes Schiff von 74 Kanonen die Grenadiere abermals in Aufregung, allein dieses kümmerte sich um die sieben kleinen Kaufmannssegeln nicht und steuerte seines Weges.

Nun versammelte Napoleon abermals die Generale um sich und sagte:

„Jetzt, sprecht selbst zu den Gefährten Eures Ruhmes, Bertrand nehmen Sie die Feder und schreiben Sie selbst Ihren Aufruf an die Waffenbrüder.„

Der Marschall entschuldigte sich, keine Ausdrücke zu finden, die auf der Höhe des Ereignißes stünden.

Wohlan, schreiben Sie, antwortete Napoleon, ich will für Euch alle sprechen.

Und nun diktirte er die merkwürdige Proklamation der Garde an die Armee:

„Soldaten, die Trommeln wirbeln den Generalmarsch, und wir marschiren: eilt zu den Waffen, schaart Euch um uns, schaart Euch um Euren Kaiser und Eure Adler."

„Und wenn dann Leute die jetzt so anmassend sind und überall fliehen, wo sie unsere Waffen blitzen sahen so dreist sind uns zu erwarten, welche schöne Gelegenheit, unser Blut zu vergießen und die Hymne des Sieges zu singen!"

„Soldaten der siebenten, achten und der neunzehnten Militär-Division, Garnisonen von Antibes, von Toulon, von Marsaille, Offiziere außer Dienst, Veteranen unserer Armeen, Ihr seid zu der Ehre berufen, das erste Beispiel zu geben."

„Kommt und helft uns den Thron erobern — das Palladium unserer Rechte, damit die Nachwelt dereinst sagen könne: „Die Fremdlinge hätten Frankreich mit Hilfe von Verräthern ein schmähliches Joch auferlegt, die Tapfern sind aufgestanden, und die Feinde des Volkes, der Armee sind verschwunden und in das Nichts zurückgesunken!"

Diese feurige Ansprache wurde ebenfalls zahlreich

abgeschrieben, und jeder Soldat erhielt mehrere Exemplare um sie auf dem Marsche an die Regimenter zu vertheilen.

Als man der Küsten Frankreichs ansichtig wurde, erscholl ein immenser Jubel auf allen Schiffen.

Es lebe Frankreich! Hoch die Franzosen!" rief Alles und die Soldaten schwenkten ihre Mützen in der Luft.

Der Kaiser stand mitten unter den Frohlockenden und sagte:

Laßt uns wieder die dreifarbige Kokarde aufstecken, damit das Vaterland uns erkenne!"

Die Soldaten rißen die Kokarden der Insel Elba herab und suchten jene Kokarden hervor, die jeder als Reliquie der Schlachten aufbewahrt hatte.

Am Morg en des 1. März trug ein leichter Westwind die Flotille in den Golf Juan.

An derselben Stelle war Napoleon gelandet, als er aus Egypten heimkehrte, von diesem Platze aus ging er zweimal zum Thron.

Man warf Anker, die Grenadiere trugen den Kaiser auf ihren Armen an's Land um fünf Uhr Morgens betrat er den Boden Frankreichs.

Sein erstes Bivouac befand sich in einem Olivenhaine.

Glückliche Bedeutung! rief er aus, auf diese Symbole des Friedens deutend.

Er täuschte sich.

Die Landung lockte Bewohner der umliegenden

Gegend herbei, die Bauern hielten sich in ängstlicher Ferne, sie leisteten der Aufforderung der Soldaten, sich mit ihnen zu verbinden, kein Gehör, nur Einer, ein ehemaliger Soldat, bat den Kaiser, ihn in sein Bataillon aufzunehmen.

„Es ist der Erste sagte Napoleon, sie werden ihm Alle folgen, ihr Herz ist mein!"

Einer seiner Offiziere an der Spitze von 25 Mann, marschirte vor das in der Nähe liegenden Antibes, um Garnison und Volk für den Kaiser zu gewinnen, allein der Comandant General Corsin ließ hinter dem tollkühn in die Stadt eingezogenen Häuflein die Thore schließen und erklärte sie für Gefangene.

Napoleons Unternehmen zu Lande hatte demnach mit einem Unfalle begonnen, die Zeit drängte und er überlegte nicht lange.

Die Soldaten wollten ihre gefangenen Kameraden mit Gewalt befreien, der Kaiser beruhigte ihre Ungeduld, sandte einen Parlamentär an Corsin, dieser richtete jedoch nichts aus, er mußte abziehen und nahm seinen Weg das linke Rhon-Ufer hinan.

Die Polen seiner Garde da sie keine Pferde hatten, mußten Sattel und Zeug mit tragen, auf dem Marsche kaufte der Kaiser Pferde, um seine Reiterei auszurüsten.

Das Häuflein zog durch Cammes, Grassa u. s. w. langte am 5. in Gap an.

Hier ließ er die Proklamation in Druck legen bisher hatte er überall mehr Neugierde als Begeisterung gefunden.

Vor Sisteron traf General Cambronne, der mit 40 Mann die Avantgarde bildete, auf ein Bataillon, welches von Grenoble gekommen war, um dem Kaiser den Weg zu verlegen.

Cambronne wollte parlamentiren, man gab ihm kein Gehör.

Nun erschien Napoleon an der Spitze seines Häufleins, die königlichen Truppen zogen sich auf ein 6000 Mann starkes Detachement zurück, und stellten sich, vor Vizille auf, am Eingange einer von Bergen und einem See gebildeten Schlucht.

Napoleon übernachtete in la Mure.

Der Schlaf floh ihn, denn die Entscheidung seines Geschickes war nahe. Ein Zusammenstoß mit der königlichen Armee und wer weiß, wohin das Zünglein der Wage sich neigte. Ein Rückzug von Vizille war ein Rückzug vom Throne, der Eroberer sank dann zum Hauptmann einer Räuberbande herab, die sich in die Alpen flüchten mußte, um der Justiz zu entgehen. Siegte er hier, dann ging es auf Grenoble los, wo Vertraute darunter sein Wundarzt Emery für ihn bereits gewirkt hatten, um ihm die Thore zu öffnen.

Am anderen Tage rückte der Kaiser mit seiner Garde vor, man traf auf das erwähnte Bataillon, welches ihm den Weg verlegte.

Ein abgesandter Palamentär wurde zurückgewiesen, nun ließ Napoleon seine Kolonne halten, er fühlte, daß der wichtigste Moment gekommen war.

Die Scene war eine erhabene, dort die königlichen Truppen, hier das Häuflein der Kaiserlichen.

Auf dem Felde zerstreut an dem Straßenrande stehen Landleute, welche den Erfolg neugierig abwarten.

Hie und da ertönt aus dem Volke der Ruf: „Es lebe der Kaiser!"

Napoleon ganz allein ritt auf die Truppen zu.

Als er ungefähr hundert Schritte von dem quer über die Straße laufenden lebendigen Walle entfernt war, machte er Halt und stieg vom Pferde.

Er trug das Costüme, welches ihn in Aller Erinnerung eingrub, und ohne welches man sich ihn ebenso wenig denken kann, wie einen Blitz ohne Gewölk.

Der weltbekannte Hut, die hohen bespornten Stiefel, die grüne Gardejäger-Uniform und darüber flatternd der staubfarbige Marengorock.

Die Arme über die Brust gekreuzt, den Kopf majestätisch emporgerichtet, gemessenen Schrittes, wie Jemand der dem Tode entgegengeht, so schritt er den Abhang der Straße hinab, wo das Bataillon stand.

Der Führer des Bataillons kommandirte: „Feuer!"

Die Soldaten legten an.

Napoleon, ohne anzuhalten, oder seine Schritte zu vergrößern, ohne irgend eine Gemüthsbewegung zu verrathen, näherte sich den Bajonetten bis auf die Entfernung von zehn Schritten, entblößte seine Brust und seinen Oberleib preisbiethend, sagte er mit dem großen verführerischen Zauber, der seiner Stimme zu Gebote stand:

„Soldaten des fünften Linienregiments,

wenn Einer unter Euch ist, der seinen Kaiser tödten will, so thue er es! Hier bin ich!"

Todenstille!

Einige Gewehre senken sich, — dann mehre — endlich alle.

Einige Offiziere ziehen sich zurück — andere trocknen sich die Augen.

Jetzt jubelt es auf: „Es lebe der Kaiser!"

Und von oben herab hört man: „Es lebe das fünfte Linienregiment!"

Volk, Soldaten, Gemeine, Offiziere liegen sich in den Armen.

Napoleon hat gesiegt, ohne Waffen!

Die beiden neu vereinigten Truppen zogen gegen Grenoble.

Hier hatte der kaiserliche Sendling Emery mit einem jungen Manne, Dumoulin genannt, die Begeisterung für Napoleon angefacht.

Dumoulin hatte den Kaiser schon auf Elba besucht, er hing an ihm mit einer schwärmerischen Hingebung und stellte ihm seinen Arm und sein Vermögen zur Verfügung.

Am 24. Februar 1848 — also drei und dreißig Jahre später — war es derselbe Dumoulin, der im Greisenalter an der Spitze des Volkes auf die Tribune zueilte um durch die Bresche der Republik das Kaiserreich zum zweiten Male einzuführen.

Marschall Soult, königlicher Kriegsminister hatte bei Chambery und Grenoble Corps zusammengezogen, allein Napoleon scheute sie nicht, denn er kannte den Geist der

Truppen und wurde in diesem Gebirgstheile der Dauphine auch vom Landvolke stürmisch empfangen und mit Jubel begleitet.

Auf dem Zuge nach Grenoble stürmte die Volksmasse als Vorhut voraus.

Napoleon marschirte rasch auf die von 6000 Mann vertheidigte feste Stadt los. Die Schlüssel von Grenoble waren für ihn die Schlüssel von Frankreich.

Schon war der Ruf vom Abfall des fünften Regimentes bis in die Stadt gedrungen und verfehlte seine demoralisirende Wirkung nicht. Das Volk bestürmte die Soldaten auf ihre Brüder nicht zu schießen.

Labedoyere, Oberst des siebenten Regiments schlug sich, mit allen seinen Soldaten zu Napoleon und marschirte ihm entgegen.

Der Kommandant von Grenoble ließ die Thore schließen und machte Miene die Stadt gegen Napoleon zu vertheidigen, einige noch treue Bataillone standen kampfbereit auf den Wällen.

Das Volk vor den Thoren forderte das Volk in der Stadt auf, die Uebergabe zu bewirken — schon rückten die Sapeure Labedoyere's vor, um die Thore zu sprengen, da wurden diese durch die Massen von innen erbrochen, Napoleon zog beim Fackelschein triumphirend bei dem einen Thore hinein, während General Marchand und die königlichen Behörden bestürzt durch das Lyoner Thor entflohen.

„Jetzt," rief Napoleon, „ist Alles entschieden, jetzt sind wir in Paris!"

Von diesem Momente an beruhte Napoleons Unternehmen nicht mehr auf Zufälligkeiten, jetzt traten wieder Politik und Waffenkunst in ihre Rechte.

Am folgenden Tage empfing der Kaiser die Behörden der Stadt, musterte die Truppen der Garnison, vereinigte sie mit seiner Armee und ließ sie als Vorhut gegen Lyon aufbrechen.

Nach vier und zwanzigstündiger Rast verließ Napoleon Grenoble, so wie er es betreten hatte in der Mitte seiner heiligen Schaar von Elba, umgeben von einer unzählbaren Menge von Landleuten, die sich von der Waffenströmung mit fortreißen ließen.

Auf dem halben Wege zwischen Grenoble und Lyon in Bourgoing wurde Halt gemacht.

Volk und Soldaten lagerten theils auf dem Felde, theils auf dem großen Marktplatze. Die ganze Nacht hindurch gab es Jubel und Gesang, die Wachefeuer wurden umtanzt und Jubelgeschrei machte die Luft erzittern.

Manche, der dem Kaiser dargebrachten Huldigungen, ziemten weder seiner, noch der Würde der Armee, die Disciplin gerieth bis an die Grenze, wo der Aufruhr beginnt, aber Napoleon mußte diese gefährlichen Aufwallungen, diese Vertraulichkeiten der Menge dulden, trotzdem die Ehrfurcht unter der Popolarität zu leiden hatte, er mußte sie dulden, weil er dieser Begeisterung des Volkes und der Soldaten bedurfte.

Vor ihm stand Lyon — auf diese Stadt hatten die Bourbons ihre Hoffnungen gerichtet, dort ihre Kräfte vereinigt.

Wenn er an diesen Mauern scheiterte, so blieb ihm nichts übrig, als sich nach den Alpen zurück zu ziehen und seinen Einfall in Italien zu versuchen.

In Lyon ging es in der That kriegerisch her.

Auf die Nachricht von den Fortschritten Napoleons waren der Graf von Artois und der Herzog von Orleans nach Lyon geeilt.

Dort befanden sich, zwei Regimenter, ein Infanterie und ein Cavallerieregiment, ein drittes eilte herbei. Die stehende Nationalgarde betrug 20,000 Mann, aus den benachbarten Städten strömten Freiwillige heran, um ihre Reihen zu vernehmen.

Aber schon hatte die Nähe Napoleons auf die Soldaten gewirkt, die Prinzen wurden kalt empfangen, hie und da ertönte schon: „Es lebe der Kaiser!" und man wagte keine Strafe, um den Abfall nicht zum Ausbruch zu bringen.

Marschall Macdonald, angebetet von seinen Soldaten, erkannte nur zu bald die gefährliche Stimmung und die zweideutige Haltung der Vorstädte, er gab daher den Entschluß einen Kampf vor der Stadt zu wagen auf und beschränkte sich, den Uebergang über die Rhone zu vertheidigen bis Ney und Massena ankommen würden, deren Vereinigung den Kaiser zwischen Grenoble und Lyon aufschlöße.

Als Macdonald zu diesem Zwecke die Brücken abbrechen lassen wollte, wiedersetzte sich das Volk und er mußte sich mit einer bloßen Verrammlung begnügen.

Napoleon erfuhr gar bald, daß ihm der Uebergang

über die Rhone verwehrt sei und daß Ney eben Anstalten treffe gegen die obere Rhone vorzurücken, er beschloß daher den Fluß bei Miribel zu überschreiten, Macdonald anzugreifen und dem Marschall Ney zuvorzukommen — als er jedoch die günstige Stimmung erfuhr, die für ihn in Lyon herrschte, gab er diesen Plan auf, und erschien im Angesichte des Rhonequais.

Kaum gewahrten die noch treu gebliebenen Bataillone die ersten Soldaten Napoleons, so schwand der letzte Rest von Gehorsam, ihre Reihen öffneten sich dem Volke und von dem Strome mit fortgerissen, verließen sie ihren General, wagten sich auf die Barrikaden, um selbst den Kaiserlichen den Weg zu bahnen.

Vergebens rief der bestürzte Macdonald sie zur Ehre zurück, zwei trunkene polnische Husaren flogen über die Barrikaden und warfen sich mit hoch geschwungenen Säbeln auf den Marschall, nur der Schnelligkeit seines Pferdes verdankte er sein Leben.

Der Graf von Artois und der Herzog von Orleans entflohen auf der Straße nach Paris.

Lyon war kaiserlich und der Freudentaumel daselbst war wo möglich noch größer wie in Grenoble. So wie dort zog Napoleon auch hier erst mit anbrechender Nacht in der Stadt ein, ließ sich nur von Bürgern bewachen, wies dabei jedoch die Offiziere der Nationalgarde zu Pferde zurück, indem er bemerkte: „Nein, ich will keine Soldaten um mich, die ihren Fürsten, den Grafen von Artois, verlassen haben, welcher sich ihrer Ehre anvertraute.

Von Lyon aus erließ er jene neun Dekrete, welche das

Königreich abschafften und das Kaiserthum wieder einführen, wobei er die Einberufung eines Maifeldes versprach, eine Art allgemeiner Stände, die über die Institutionen berathen sollten.

In Macon einer der revolutionärsten Städte des Landes, wurde er mit auffallender Kälte empfangen und da die wenigen Jubelnden nur aus Kindern und sehr zweideutigen Personen bestanden, so fragte er den Maire: „Werden Sie mir nichts als dieses Gesindel zu zeigen haben?“

Von hier aus sandte er seine Proklamationen an den Marschall Ney, dessen Vorhut kaum einige Stunden entfernt lag und der bisher keine Anstalten traf, Napoleon von Paris abzuschneiden; trotzdem traute dieser dem Marschall nicht, da er es war, der bei der Nachricht von der Landung des Kaisers in die Worte ausbrach:

„Was will dieser Mensch, der uns nur den Bürgerkrieg zu bringen hat, würde er gewagt haben, den Fuß auf französischen Boden zu setzen, wenn er nicht auf Spaltungen gerechnet hätte?“

War es doch dieser Marschall, der in Gegenwart des Hofes geschworen hatte, Bonaparte gefesselt und gefangen in einem eisernen Käfig zu bringen!

Der Marschall hatte zur Erforschung des öffentlichen Geistes einen verkleideten Officier nach Macon gesendet, bald aber bemerkte er das Schwanken seiner Truppen, die Worte des Kaisers hatten gezündet.

Er ließ für den 14. eine Musterung anbefehlen.

Auf dem großen Exerzierplatze zu Loos-la-Sauliner wurden sie in einem Carré aufgestellt.

Der Marschall mit seiner großen Ehrenmedaille und dem Bildniße Napoleons auf der Brust, von seinem ganzen Stabe umgeben, erschien in der Mitte des Viereckes, sein nach einem schweren Kampfe gefaßter Entschluß war, der Empörung zuvor zu kommen und den Abfall zu gebiethen.

Seine Proklamation an die Truppen schloß mit den Worten:

„Soldaten, ich habe Euch oft zum Siege geführt; jetzt will ich Euch zu jener unsterblichen Phalanx führen, mit welche der Kaiser Napoleon nach Paris rückt und welche binnen wenigen Tagen dort sein wird, wo unsere Hoffnung und unsere Wohlfahrt sich für immer verwirklichen werden. Es lebe der Kaiser.“

Die Antwort auf diese Anrede war der endlose Ruf: „Es lebe der Kaiser!“

Der Abfall Ney's raubte den Bourbonen jede Widerstandsfähigkeit und öffnete dem Kaiser alle Straßen nach Paris.

Dieser hatte gehofft Ney in Auxerre zu treffen.

„Was treibt er? Warum zögert er? Was mag ihn zurückhalten?“ fragte er jeden Augenblick.

Endlich um die achte Abendstunde kam der Marschall!

Er erschien nicht gleich vor Napoleon, sondern bat um die Erlaubniß, sich zu sammeln, um seine Rechtfertigung wegen der undelikaten Aeußerung aufschreiben zu dürfen.

„Was soll mir seine Rechtfertigung?" antwortete der Kaiser dem Präfekten von Auxerre, „der Ney's Schwager war, sagen Sie ihm, Alles sei vergessen, ich liebe ihn immer, und meine Arme seien ihm diesen Abend offen, wie Morgen."

Napoleon empfing den Marschall mit offenen Armen.

„Ich will weder Rechtfertigung noch Erklärung zwischen uns," sagte er aufgeregt, „Sie sind für mich immer der Bravste der Braven."

„Sire," antwortete Ney, „die Journale haben schimpfliche Deutungen meines Benehmens veröffentlicht, ich will sie Lügen strafen, meine Worte und meine Handlungen sind stets die eines guten Soldaten und Bürgers gewesen."

„Ich weiß es," versetzte Napoleon, „darum habe ich auch nie an Ihre Ergebenheit gegen meine Person gezweifelt."

„Sie haben Recht, Sire, Euer Majestät können immer auf mich rechnen, wenn es sich um das Vaterland handelt; für das Vaterland habe ich mein Blut vergossen und werde es bis zum letzten Tropfen vergießen."

Dem Abfall Ney's, war jener Labedoyers voraus gegangen.

„General Cambronne," rief Napoleon diesem zu, „bevor er nach Montereau aufbrach, ich vertraue Ihnen meinen schönsten Feldzug an, die Franzosen erwarteten mich mit Ungeduld, Sie werden überall Freunde haben, thun Sie keinen Schuß, meine Krone darf keinen Tropfen französischen Blutes kosten!"

Und so kam es auch.

Jenes Truppencorps, welches ihm rechts die Hochebene vor Melun, links die Waldpässe von Fontainebleau verschließen sollte, löste sich auf, sein Marsch wurde zum Triumphzuge und nicht zum Feldzuge, unter dem Jubelgeschrei seiner Escorte kam er um die Zeit der Morgendämmerung in Fontainebleau an und bezog seine Zimmer.

Der König und die Prinzen hatten Paris in eiliger Flucht verlassen, Napoleon von einer schwachen Escorte begleitet, zog im Triumphe ein.

Eilftes Kapitel.

Der Kongreß ist aufgelöst!

Seit dem Anlangen der Unheilkunde von der Entweichung Napoleons waren drei lange Tage verstrichen; um jedoch den äußeren Schein der Unbefangenheit zu bewahren, erfolgte keine Lücke in dem Festprograme des Kongresses.

Man schmeichelte sich mit der Hoffnung, die Handvoll Abenteurer werde auf irgend einer Insel des Archipels, in Griechenland, in Syrien oder Egypten landen bis endlich am 10. März ein Courier die Kunde von der Landung an der französischen Küste brachte.

Der Kongreß befand sich eben auf einem Balle beim Fürsten Metternich, als die Nachricht wie ein Wetterstrahl in die glänzende Versammlung schlug.

Eine Wolke an der Stirne eines Souveräns reichte hin, die Freude Aller zu trüben, ein elektrischer Funke fliegt nicht so schnell am Draht hin, wie diese Schreckenspost durch den Saal flog, der Tanz wird unterbrochen, man blickt sich an, steckt die Köpfe zusammen, fragt nach hier, und dort, vergebens spielt das Orchester, die Weisen sind die nämlichen, aber der Eindruck ein anderer, derselbe Sonnenstrahl hat bei lichten und dunkeln Flächen nicht dieselbe Gewalt. —

„Er ist in Frankreich!“ diese vier Worte gingen von Mund zu Mund, und bliesen wie der Sturm ein Blatt, die Freude aus dem Ballsaale, die Tausende von Wachslichtern schienen plötzlich erlöscht.

Bestürzung malt sich auf allen Gesichtern, das Roth der Freude wird durch das Blaß der Angst verscheucht, Alle sahen den Krieg wieder heraufsteigen; den Krieg in seiner blutigen Wirklichkeit.

Fünf und zwanzig Jahre hatte das Blutvergießen bereits gedauert und nun sollte es nach einigen Friedensmonden abermals beginnen!

Eine lange, lange Kette von Unfällen, niedergebrannten Dörfern und Städten, leichenbesäeten Aeckern lag im Rücken und vorne drohten dieselben Schreckbilder emporzusteigen.

Welcher Anstrengungen hatte es bedurft, um den Koloß zu fällen, und nun erhob er sich neuerdings, der wiedererstandene Napoleon flößte dieselbe Furcht ein wie der noch nicht besiegte es gethan; der Fall des Riesen erregte weniger Staunen als die Auferstehung seiner Macht.

Auf den Kaiser Alexander brachte die Nachricht die stärkste Erbitterung hervor.

Er näherte sich dem Fürsten von Talleyrand und sagte zu ihm im Tone des Vorwurfes:

„Ich habe es Ihnen ja zum Voraus gesagt, daß dies nicht von Bestand sein würde!“

Herr von Talleyrand verbeugte sich blieb aber

stumm wie Jemand, der eine traurige Wahrheit hinzunehmen gezwungen. —

Der König von Preußen winkte dem Herzoge von Wellington, lispelte ihm einige Worte zu und Beide verlassen den Salon.

Der erste Schritt nach Waterloo!

Gleich darauf folgen Kaiser Franz, der Kaiser von Rußland und Fürst Metternich. —

Das Fest ist gestört, die Gäste entfernen sich allmälig.

Einzelne Gruppen bleiben noch plaudernd stehen

Fürst Koslowsky schüttelte bedenklich den Kopf und sagte zu einigen Herren die ihn umgaben:

Unsere Troubadours haben nun Gelegenheit, das hübsche Vaudeville: „Der unterbrochene Tanz" nach dem Leben zu studiren. Diese Schreckkunde wie eine Bombe mitten in den Ballsaal geschleudert, erinnert mich an eine ähnliche Geschichte aus dem Leben König Heinrich des IV. Man gab am Hofe dieses Königs ein Ballet. Heinrich IV. und Sully tanzten mit, obwohl Letzterer bekanntlich ein höchst mittelmäßiger Tänzer war. Plötzlich langt eine Trauerkunde an, die Spanier haben Amiens erobert. Heinrich hört die Neuigkeit gefaßt an, wendet sich dann zur schönen Gabriele, ergreift ihre Hand, und indem er sie zärtlich an seine Lippen führt, sagt er: „Herrin, wir müssen Tanz und Spiel aufgeben, zu Pferde steigen und einen anderen ernstlicheren Krieg beginnen. Wir bedauern es, aber die Nothwendigkeit gebietet den Freuden der Liebe eine Zeit lang zu entsa-

gen, wir gehorchen." Diese Worte König Heinrichs werden jetzt in Wien in alle europäischen Sprachen übersetzt werden.

Noch in derselben Nacht begannen die geheimen Berathungen, die am anderen Tage fortgesetzt wurden.

Die Gefahr, welche jetzt Alle bedrohte, lenkte die Blicke nach rückwärts und sie erkannten die trüben Folgen der Zögerungen und Spaltungen nach der Eroberung von Paris, ihre Schwäche Napoleon, ihre Nachsicht den Parteien gegenüber und ihre Schonung der französischen Armee, deren Auflösung und Reorgani sirung sie versäumt.

„Sehen Sie jetzt, Sire, sagte der Kaiser Franz zu Alexander, was aus Ihrer Beschützung der Jakobiner und Bonapartisten in Paris entstanden ist!"

Der Czar erwiederte: Es ist wahr, aber um mein Unrecht wieder gut zu machen, stelle ich mich, mein Reich und meine Armeen Eurer Majestät zur Verfügung!"

Der Zorn der Souveräne richtete sich nicht gegen Napoleon allein, sondern auch gegen Frankreich, welches ihm entgegenjubelte.

Will man einen dauernden, Frieden so hieß es, dann müsse dieser Herd des Krieges und der Revolution vernichtet werden.

Das Beispiel Polens lag nahe, es gab halblaute Stimmen, welche darauf hinwiesen.

Die S ellung des Herrn von Taleyrand war nun eine mißliche und dennoch wankte er nicht, ja er entfal-

tete während dieser Tage der Gefahr in den Konferenzen einen Reichtum der Rede, eine Elastizität des Geistes und eine so verzweifelte Standhaftigkeit, daß nur er es war, der die Restauration aufrecht erhielt und die Frankreich bedrohenden Entwürfe beseitigte.

Die Nacht von 12. auf den 13. März brachte Herr von Talleyrand damit zu, eine Erklärung vorzubereiten welche von den Souveränen unterzeichnet, einzig und allein gegen Napoleon erlassen werden sollte.

Sollte Frankreich gerettet und die Legitimität aufrecht erhalten bleiben, so mußte er am folgenden Tage die Annahme dieser Erklärung bewirken.

Bevor er sich daher am andern Morgen in die Sitzung begab, sah er seine Nichte, Herrn Besnadiere seinen Sekretär und einige Vertraute in eine lebhafte Unruhe versetzt und sagte zu ihnen:

„Ich mache einen Gang der Verzweiflung. Wenn ich heute unterliege, so ist Frankreich verloren und wir alle haben nicht eine Spur von Vaterland mehr, das uns zum Exile diente. Ich begreife die Ungeduld, mit welcher Sie der Lösung entgegenharren, aber das Geheimniß des Sitzungssaales ist undurchdringlich und ich bin außer Stande, Ihnen im Laufe des Tages eine Botschaft zukommen zu lassen. Um jedoch das Ergebniß, wenn auch nur einige Minuten früher zu erfahren, so halten Sie sich um die Zeit meiner Rückkehr am Fenster auf und spähen Sie in die Ferne nach meinem Wagen. Wenn ich unterliege, werde ich mich eingeschlossen haben und unbeweglich sein, wenn ich aber triumphire, so werde

ich Ihnen schon durch das Fenster meines Wagens den Traktat zeigen, von welchem die Rettung Frankreichs abhängt."

Er fuhr ab.

Jene denkwürdige Sitzung begann schon am Morgen und noch gegen Mittag hatte Herr von Talleyrand nicht eine Fuß Breite Bodens erkämpft, da sammelte er seine ganze Geisteskraft und Ueberredungsgabe und begann langsam und feierlich jene merkwürdige Rede, deren scharf zugespitzte Argumente, deren Beweiskraft die Behauptungen der Gegner mächtig erschütterte, und nachdem diese Bresche geschossen war, rückte er mit den eigenen Plänen ins Gefecht.

Herr v. Talleyrand überzeugte seine Zuhörer und das war der Sieg.

Triumphirend verließ er die Konferenz, und die verabredete Siegesfahne flatterte aus dem Kutschenschlage den Seinen entgegen.

Die Frucht des Sieges war die von ihm vorbereitete, von den Bevollmächtigten entworfene und überarbeitete Erklärung, welche von den Souveränen und den Ministern „einstimmig" angenommen und unterzeichnet wurde.

Diese „Deklaration" des Kongresses sprach zu Frankreich und Europa wie folgt:

„Von der Entweichung des Napoleon Bonaparte's und seinem bewaffneten Einfalle in Frankreich in Kenntniß gesetzt, sind die in Wien zum Kongreß versammelten Mächte, welche den Vertrag von Paris unterzeichnet haben,

ihrer eigenen Würde und dem Interesse der gesellschaftlichen Ordnung eine feierliche Erklärung der Empfindung schuldig, welche dieses Ereigniß in ihnen hervorgerufen hat.

Indem Bonaparte dadurch den Vertrag brach, der ihn auf der Insel eingesetzt hatte, vernichtete er den einzigen Rechtsanspruch, an den sich sein Leben knüpfte. Indem er mit Entwürfen des Aufruhrs und des Umsturzes wieder in Frankreich erschien, beraubte er sich selbst des Schutzes der Gesetze und beurkundete im Angesichte der Welt, daß weder von Frieden noch von Waffenstillstand mit ihm die Rede sein könne."

„Die Mächte erklären demzufolge, daß sich Napoleon Bonaparte außerhalb der bürgerlichen und gesellschaftlichen Beziehungen gestellt, und daß er sich als Feind und Störer des Weltfriedens der öffentlichen Rache überliefert hat."

„Sie erklären zugleich, daß sie alle Mittel anwenden und alle ihre Kräfte vereinigen werden, um Europa gegen jeden Angriff zu versichern, der die Völker aufs Neue mit der Zügellosigkeit und dem Jammer der Revolution bedrohen würde."

„Und obgleich im Innersten überzeugt, daß ganz Frankreich sich um seinen rechtmäßigen Souverän sammeln und diesen letzten Versuch eines verbrecherischen und unmächtigen Wahnsinns ohne Verzug zu Boden schlagen wird, erklären alle Souveräne Europa's, von denselben Gesinnungen beseelt und von denselben Grundsätzen geleitet, daß sie, wenn gegen alles Erwarten aus diesem Ereignisse irgend eine wirkliche Gefahr erwachsen sollte, bereit

wären, dem Könige von Frankreich und der französischen Nation, oder jeder anderen Regierung, welche angegriffen würde, auf geschehenes Verlangen die erforderliche Hilfe zur Wiederherstellung der öffentlichen Ruhe zu leisten und gegen Alle, welche sie zu gefährden wagen sollten, gemeinschaftliche Sache zu machen."

. . . .

. . . .

. . . .

Der Eindruck dieser Erklärung war groß, doch wurde er nach und nach geschwächt durch die Nachrichten, welche Napoleons reißende Fortschritte in Frankreich meldeten.

Anstatt ihn umzingelt zu sehen, öffnete ihm Grenoble die Thore, die Truppen gingen über, Marschall Ney, welcher dem Könige versprach, Napoleon in einem eisernen Käfig zu liefern, er, auf den man die unsinnigsten Hoffnungen baute, sank weinend in die Arme des Kaisers und brandmarkte seinen Heldennamen mit dem Kainszeichen des Verrathes.

Napoleon zog ohne Schwertstreich in Paris ein und die Bourbonen, schwach und rathlos wie immer in den Tagen der Gefahr, flohen ohne Gegenwehr aus der Hauptstadt und aus dem Reiche.

Diese Flucht des Königs empörte das tapfere Herz Alexanders.

Als er sie vernahm, ging er in seinem Zimmer auf und nieder und rief seinen Vertrauten zu:

„Nein, nein, nie mehr will ich einen Degen für sie

ziehen; ich bin des Krieges müde, ich kann die Zeit meiner Regierung und die Kräfte meines Reiches nicht an die Wiederherstellung eines Hauses in Frankreich verschwenden, das weder zu kämpfen, noch zu regieren versteht. Mögen sie mit ihren Nachbarn und mit sich selbst ins Reine kommen. Ich werde nie mehr den Degen für sie ziehen.“

Letzteres wiederholte er nahe an zwanzig Mal.

Herr v. Talleyrand mußte abermals Wunder an Geduld und Gewandtheit aufbieten, um die neuerdings divergirenden Meinungen gegen das erwünschte Ziel zu wenden.

Es gelang ihm.

Der Erklärung vom 13. März folgte der Vertrag vom 25. und der Kriegsbeschluß vom 31. März.

Die Souveräne erklärten großmüthig Ludwig XVIII. der König ohne Thron, ohne Land und ohne Heer bilde einen Hauptheil ihrer Coalition gegen Napoleon.

Talleyrand, da er nicht wußte, wohin der König sich geflüchtet hatte, sandte nach allen Gegenden Eilboten aus, um ihm den Sieg seiner Sache am Kongresse zu melden.

. . . .

. . . .

. . . .

Als Napoleon zu Cannes den Boden Frankreichs wieder betrat, waren die ersten Worte, welche er ausrief!

„Der Kongreß ist aufgelöst!“

Und er hat wahr gesprochen.

Freude, Lust und Vergnügen waren vom Schauplatze, wo sie mondenlang so absolut herrschten, geflohen, was man auch an Zerstreuungen weiters versuchte, die Seele des Frohsinns, die Sorglosigkeit, die Unbefangenheit waren nicht vorhanden, den Festen fehlte der Resonanzboden, die Töne waren dumpf, klanglos ohne Wirkung.

Man kann Alles erzwingen, nur keine herzliche Freude.

Das Oel fehlte, die Flamme der Lampe begann zu schwanken, zu knistern, hie und da fiel noch ein Schimmer, aber schwach, matt, bis sie endlich ganz erlosch.

Napoleon hatte Recht, der Kongreß war aufgelöst!

Zwölftes Kapitel.

Drei Jahre später.

Die Schenkstube des „Landwehrmannes“ auf der Laimgrube ist wieder gut besucht, denn der Weinmonat des Jahres 1818 geht zu Ende und der Spätherbst und die langen Abende nöthigen die Menschheit wieder, Abwechslung und Zeitvertreib in den Stadtschenken zu suchen.

Herr Johann Sinzinger hat noch immer seine Schramme und schob die Prisen noch fleißiger denn früher in die Nase, und seine Ehefrau, die Stabsrosl, ist wo möglich noch fetter geworden.

Beide verkehren mit den Gästen, lauter alte Bekannte, bewährte Anhänger des Landwehrmannes.

Der Eintritt eines sehr elegant gekleideten Herrn brachte die Landwehrleute auf die Beine und die Stabsrosl frug nach den Wünschen des Fremden.

„Um Vergebung, liebe Madame, ich habe wohl nicht mehr die Ehre von Ihnen gekannt zu sein?“

„Ich entsinne mich nicht.“

„Wirklich nicht?“

„Haben Sie vielleicht Anno neun gedient?“

„Ich bin ein Franzose, Madame!“

„So? ein Franzos? Na, muß schon gut sein. Alle Menschen können nicht Oesterreicher sein.“

„Ich wünsche von Ihnen Auskunft über das Geschick der jungen Leute, der Zwillinge.“

„Aha, weiß schon; aber jetzt sind sie keine Zwillinge mehr, das heißt, Zwillinge sind sie wohl noch, aber sie sind keine Kinder mehr. Na, es geht ihnen gut, sehr gut! Der Bruder ist ein geschickter Musiker geworden, er hat beim Herrn von Beethoven gelernt und ist in allen großen Häusern zu treffen. Die Mamsell Josefine hat einen sehr reichen Haushernssohn geheiratet, der sich in sie verliebt hat, und sie leben recht glücklich mit ihm.“

„Und Josef?

„Wird Fräulein Pauline heiraten und zwar noch vor dem Advent.“ In vierzehn Tagen geht's los.

„Die Leutchen sind also glücklich?“

„Gewiß.“

„Und brav?“

„Das könnte selbst ihr ärgster Feind nicht in Abrede stellen. Fromm, rechtschaffen und tugendhaft, was kann man bei jetziger Zeit mehr verlangen? Wir kommen sehr oft zusammen und mein Hanns hat noch keine Sau abgestochen, ohne daß er unsere alten Freunde nicht mit einigen Ehren-Würsten bedacht hätte. Die Leut'l stehn wirklich nicht drauf an, aber man sieht, sie freuen sich doch, wenn mein Mann angerückt kommt. Er fabrizirt aber auch vorzügliche Würste, er dürft's bei der Landwehr studirt ha-

ben, er könnt' sie auch nicht besser machen. Herrgott, bei der Landwehr, das war ein Leben! . . . ."

„Ich danke Ihnen, Madame, für die gütige Auskunft, es interessirte mich, Einiges über das Schicksal der Geschwister zu erfahren und nun mein Wunsch befriediget ist, erlaube ich mir nur noch die Frage, wohnt Herr Balthasar Kern noch in Ihrem Hause?"

„Sapperment, Sie scheinen in meinem Hause gut bewandert."

„So so!"

„Ja, ja, der arme Herr Kern, er wohnt nicht mehr bei uns."

„Also ausgezogen?"

„Ja, hinaus auf die Schmelz; er ist todt!"

„Todt? Seit wann?"

Seit einem Jahre. Als der Kongreß auseinander gegangen war, ließ Herr Kern den Kopf hängen und wurde von Tag zu Tag trauriger. Er hatte sich während der Kongreßzeit so in die fremden Prinzen, Fürsten und Grafen hineingelebt, daß sie ihm nach dem Kongreß abgingen, er ging wie verloren umher, wie ein Schatten an der Wand, selbst die Josefine war, als sie Braut wurde, nicht mehr im Stande, ihn aufzuheitern. Um sein Unglück voll zu machen, sind ihm kurz nach einander drei seiner geschicktesten Schüler gestorben, die Josefine heiratete und das hat ihm das Herz ganz auseinander gebrochen. Auf einmal geht uns der Herr Kern ab, wir sahen ihn nicht ausgehen, nicht heimkommen, das fällt mir auf, ich geh hinauf und find' ihn im Bett sitzend, an die Polster gelehnt und in der

Hand die Drehorgel, Ich rief: „Herr Kern, wo fehlt's?“ er gibt mir keine Antwort, er war todt! Wir haben ihn ordentlich begraben lassen, haben ihm ein Kreuz spendirt und was ihn im Grab noch am meisten freuen wird, ich hab' alle seine Vögel übernommen, sie erhalten von mir zwar keinen Unterricht, aber desto mehr Futter.

Der Fremde dankte der Landwehrwirthin für die Mittheilung und begab sich in seine Wohnung im französischen Gesandtschaftshotel.

Hier angelangt schrieb er folgenden Brief:

Mein lieber Achille!

„Ich bin höchst erfreut, nach Jahren wieder etwas von Ihnen zu hören, Ihr Brief hat mich angenehm überrascht, er führte an meinem Geiste die Zeiten des Kongresses vorüber, wo ich mit Ihnen und Wasili so glückliche Tage verlebte.“

„Die Avanture mit dem Harfenmädchen war — jetzt bekenne ich es — ein leichtsinniger Streich, abgesehen davon, daß ich dabei höchst stupid zu Werke ging, darum ziehen wir einen Schleier über diese Scenen.“

„Ihrem und Ihrer Gemalin Wünsche genügend, erkundigte ich mich bei dem Landwehrmann nach den Geschwistern und erfuhr das Beste.“

„Josefine ist bereits glücklich vermält und der Bruder wird im Laufe dieses Monates mit einem Fräulein Pauline denselben Schritt thun. Daß ich mich nicht persönlich zu den Zwillingen begab, werden Sie mir gewiß nicht verargen. Ich habe Ursache ihnen gegenüber zu erröthen und will mir dies ersparen. Vor einigen Monaten erhielt ich

auch von Wasili ein Schreiben, er ist Helenens glücklicher Gatte und schwimmt in Orden und Ehren."

„Ich befinde mich hier in meiner früheren Stellung, lebe glücklich und bin froh, daß gewisse Vorfälle in Vergessenheit gerathen sind."

„Ihre Frage in Bezug auf Herrn Raily vermag ich genügend zu beantworten."

„Drei Monate nach dem Kongreßschluß traf ich den Engländer in Paris."

„Er sah pauvre aus, die Zuversicht des Glückes fehlte, dagegen bemerkte ich die schüchterne Demuth des Bittstellers."

„Sapperment, Herr Raily, wie sehen Sie aus? Was ist's mit Ihnen? fragte ich."

„Ich habe nichts mehr, antwortete er ohne Umschweife."

„Wo ist Ihre Million, die Sie nach Wien brachten?"

„Mein Geld, meine Mobilien, meine Diamanten, Alles, Alles ist fort. — Ihr vermaledeiter Fremdensalon hat Alles verschlungen. Das ist nun einmal bei Unsereinem nicht anders, heute Crösus morgen Bettler. Der verdammte John hat mir arg mitgespielt, Herr von Fouché verfolgt mich ebenfalls, der Teufel soll's holen, ich habe bereits Alles veräußert, sehen Sie hier dies Armband, es ist noch mein einzig Gut, dies sind Haare einer geliebten Frau, die ich mir von einer ihrer Dienerinnen zu verschaffen wußte, aber das Armband ist werthlos, Ihre verdammten Pfandleiher borgen mir keinen Sous darauf."

„Aber Herr von Raily, sagte ich, mehr erstaunt

über seine ordinär gewordene Redeweise, wie über sein ärmliches Aussehen, warum wenden Sie sich nicht an jene Fürsten, Generale, Diplomaten, die Sie während des Kongresses so prachtvoll bewirtheten?"

„Ich hab' es gethan, entgegnete er, aber die Undankbaren wollen nichts von mir wissen, sie haben mir nicht einmal geantwortet!"

„Ich reichte ihm eine Unterstützung, er nahm sie an."

„Seitdem sah ich ihn nicht wieder; erfuhr auch nichts von ihm, bis mir sein Name kurz vor meiner Abreise aus Paris abermals begegnete. Ich las nämlich in einem Journale die Anzeige von einem in einer Pariser Spelunke am Hungertode verstorbenen Engländer, und dieser war — Raily, dessen Aufwand in Wien sogar zur Kongreßzeit Aufsehen erregt hatte."

„Nun, mein Freund, wissen Sie Alles, was Sie interessirt; empfehlen Sie mich Ihrer reizenden Gemalin und denken Sie oft an Ihren Freund."

„Julius Graf von Marsan."

Ende des vierten und letzten Bandes.

Gedruckt bei Josef Stöckholzer von Hirschfeld.